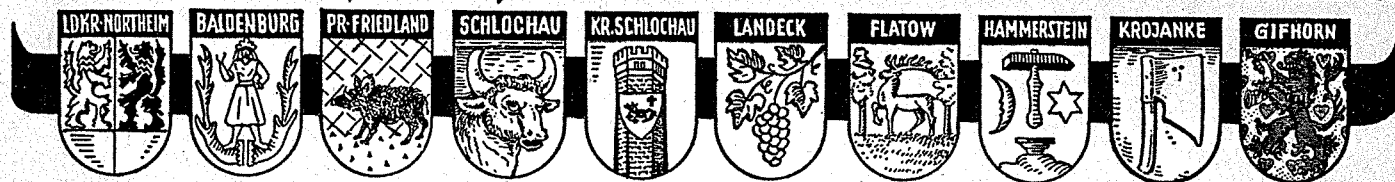


Z 5277 E

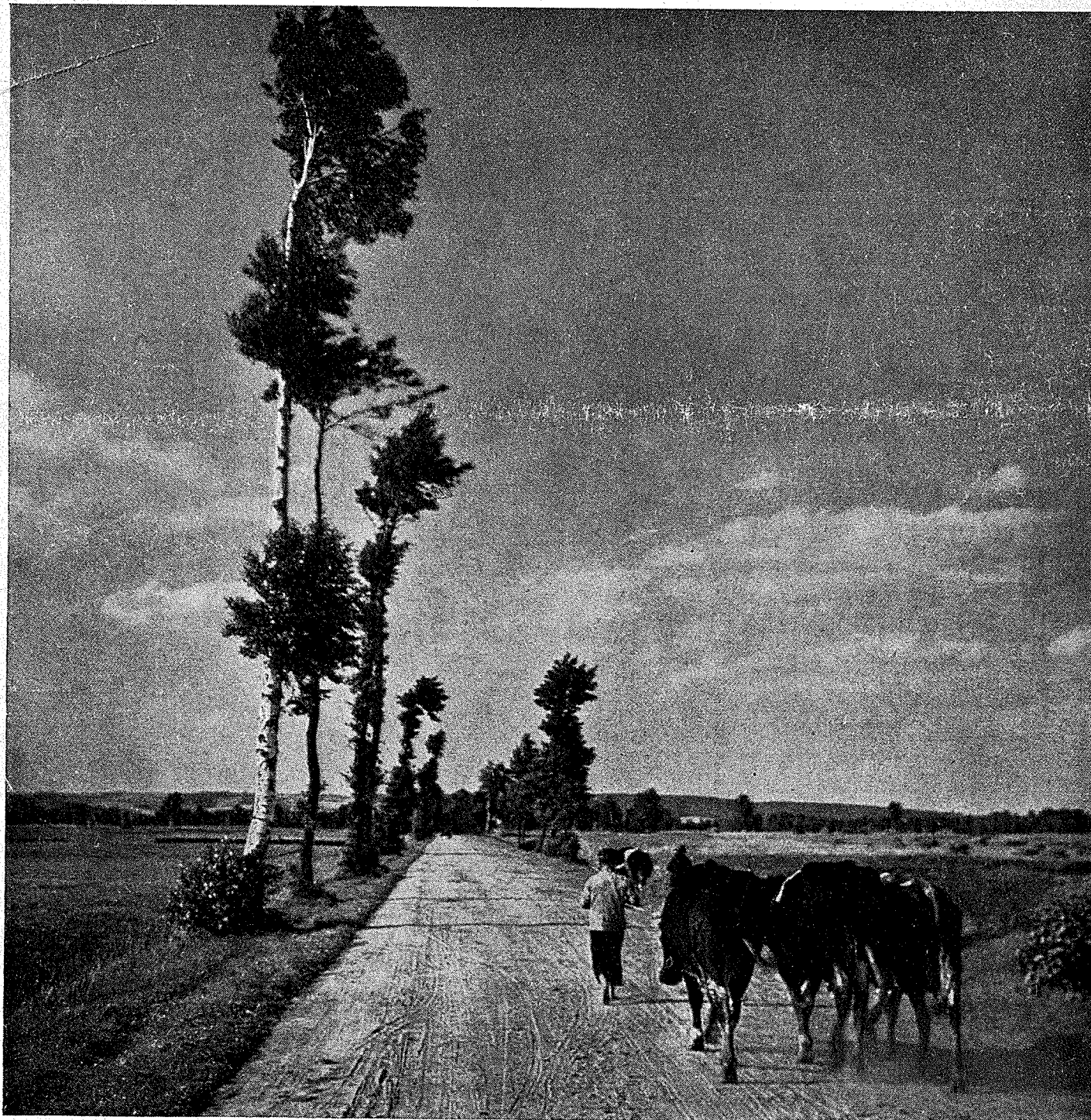
# Neues Schlochauer UND Flatower Kreisblatt



18. Jahrgang

Bonn, Juli 1970

Nummer 7 (209)



Rückkehr von der Weide im Netzebruch

## Erfolgreiche Westpolitik Moskaus

Von Robert G. Edwards

Nachdem der Moskauer Vertrag zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Sowjetunion unterzeichnet worden ist, wird in Washington die Frage geprüft, ob es sich dabei nicht um einen außerordentlichen Erfolg der sowjetischen „Westpolitik“ handelt, zumal die Weiterungen, die sich aus diesem Abkommen für die Atlantische Allianz ergeben können, noch garnicht abzusehen sind. Zwar ist die in der amerikanischen Presse veröffentlichte Meinung immer noch reichlich optimistisch gestimmt; aber es gibt zu denken, daß vor allem jene Organe — wie die „Los Angeles Times“, die „Chicago Daily News“ und die „Chicago Sun-Times“ sowie der „San Francisco Chronicle“ — den Vertrag begrüßen, die seit geraumer Zeit für eine scharfe Reduktion der weltweiten Verpflichtungen der Vereinigten Staaten und besonders auch ihres Engagements in und für Europa eintreten. Wenn in deren Kommentaren erklärt worden ist, es habe mit dem Abschluß des westdeutsch-sowjetischen Vertrages „eine neue Epoche der europäischen Geschichte begonnen“, so nimmt sich diese Feststellung in den Augen der amerikanischen Bundesregierung bereits ganz anders aus, als es diejenigen meinen, die sie getroffen haben: Zum ersten Male stellt sich die Besorgnis ein, daß die Bundesrepublik Deutschland, dieser bisher neben Großbritannien verlässlichste europäische Bündnispartner der USA, mit der Zeit die Bindungen an den Westen lockern und sich allmählich mehr in östlicher Richtung bewegen könnte. Allerdings sind die Meinungen darüber geteilt, wohin dies schließlich führen wird, d. h. ob sich Moskau mit einer „faktischen Neutralisierung“ Westdeutschlands begnügt oder ob es gar zu einer allmählichen Einbeziehung der so wichtigen kontinental-europäischen Republik in das unmittelbare sowjetische Interessenfeld kommt.

Daß man solches befürchtet, wurde auch daran deutlich, daß die „Washington Daily News“ immerhin die Möglichkeit einer fortschreitenden Abtrennung der Bundesrepublik Deutschland von der Atlantischen Allianz erörtert hat, dazu aber erklärte, angesichts der Prosperität Westdeutschlands werde sich eben auch bei einem allmählichen Ausscheren der Bundesrepublik aus der Nato ergeben, daß Westeuropa auf die Satelliten der Sowjetmacht in Osteuropa eine „größere Anziehungskraft ausüben“ werde. Diese Erwartung, daß der westdeutsch-sowjetische Vertrag also zu einer Auflockerung des Sowjetblocks oder gar zu einer Auflösung des sowjetischen Imperiums führen werde, wird allerdings nur von wenigen geteilt. Bei allen ernst zu nehmenden amerikanischen Beobachtern der sowjetischen Politik überwiegt die Überzeugung, das es dem Kreml vielmehr mit dem Abschluß dieses Vertrages mit Bonn gelingen wird, seine Herrschaft über Ostmitteleuropa ungemein zu festigen.

Gerade angesichts des so außerordentlich wichtigen neuen Moskauer Vertrags hat auch das zu Bedenken Anlaß gegeben, was bisher als Beweis für die Entspannungsbereitschaft der Sowjetunion betrachtet worden ist: Daß Moskau sich nicht nur zu Gesprächen mit den USA über die Begrenzung der strategischen Rüstung, zu den sogenannten „SALT“, bereitgefunden, sondern auch dazu beigetragen hat, daß es am Suez-Kanal zu einem wirklichen Waffenstillstand gekommen ist, was von um so größerer Bedeutung war und ist, als die Vereinigten Staaten am Nahen Osten mindestens ebenso intensiv interessiert sind wie an Westeuropa. Nun, nachdem das alles als im Zusammenhange mit dem sowjetisch-westdeutschen Vertrage betrachtet wird, stellt sich die Besorgnis ein, ob es sich nicht um eine „konzertierte Aktion“ der sowjetischen Westpolitik gehandelt hat, die von vornherein darauf abgestellt war, irgendwelche Einsprüche Washingtons und anderer Verbündeter gegen den Ost-Kurs zu inhibieren, den Bonn eingeschlagen hat. Diejenigen, die diese schwerwiegenden Bedenken hegen, können auch darauf hinweisen, daß der Kreml faktisch weder im Nahen Osten noch bei den „SALT“ irgendwelche Zugeständnisse gemacht hat, die wirklich auf der Haben-Seite des Westens verbucht werden könnten. Wenn der Waffenstillstand am Suez-Kanal zu Ende gehen sollte, würde sich nichts, aber auch gar nichts gegenüber dem vorherigen Zustand geändert haben, der durch eine ständige Verstärkung des arabisch-sowjetischen militärischen Potentials gekennzeichnet war, und was die „Abrüstungsgespräche“ anbelangt, die demnächst in Helsinki fortgesetzt werden sollen, so ist es auch in dieser Hinsicht keineswegs bereits beschlossene Sache, daß sie wirkliche Erfolge zeitigen werden.

So hat denn ein Bericht des amerikanischen Europa-Berichterstatters Drew Middleton aus dem NATO-Hauptquartier bei Brüssel besondere Beachtung gefunden, in dem warnend darauf hingewiesen wurde, daß man im Westen ob des westdeutsch-sowjetischen Vertrages keinesfalls in Euphorie verfallen dürfe, da doch die Sowjetunion überall in der Welt und

vor allem auch auf den Weltmeeren eine starke militärische Präsenz entwickle, was keineswegs auf eine „reale“ Entspannungsbereitschaft Moskaus schließen lasse. Drew Middleton fügte hinzu, es bestehe die Gefahr, daß die Bedenken und Warnungen der Führung der Atlantischen Allianz, der Offiziere und Diplomaten im NATO-Hauptquartier, ebenso in den Wind geschlagen würden wie die Warnungen Winston Churchills in der Zeit vor dem Ausbruch des zweiten Weltkrieges.

Offensichtlich wird man sich in Washington dessen bewußt, daß sich die sowjetische „Westpolitik“ auf einen diplomatischen Vorstoß mitten in das Zentrum der europäischen Peripherie der Atlantischen Allianz hinein konzentriert hat, nachdem Moskau bisher die „Flankenoperationen“ besonders im Mittelmeer vorangetrieben hatte. Daß es sich dabei unter sowjetischen Gesichtspunkten um eine „strategisch“ außerordentlich erfolgversprechende Aktion handelt, kann nicht bestritten werden. Eine Entfremdung zwischen der Bundesrepublik und den Westmächten würde nämlich tatsächlich der Anfang vom Ende der Atlantischen Allianz sein, und niemand kann es von der Hand weisen, daß sich eine solche gefährliche Entwicklung infolge des Moskauer Vertrages zwischen Westdeutschland und der Sowjetunion ergeben könnte, so glaubhaft auch die Versicherungen des Gegenteils sein mögen, die Bonn abgibt.

## Treffen der Flatower in Düsseldorf

Die Heimatfreunde aus dem Kreise Flatow treffen sich am Sonntag, den 17. Oktober 1970, ab 16.00 Uhr in Düsseldorf im Restaurant des „Haus des Deutschen Ostens“, Bismarckstraße 90 (Nähe Hauptbahnhof).

Wir wollen wieder — wie in all den Jahren vorher — recht zahlreich erscheinen und damit unsere Verbundenheit zur alten Heimat bekunden.

I. A. Gottfried Heyden

## Ortsverband Osnabrück

Am Sonntag, dem 20. September 1970, findet um 16.30 Uhr in der Gaststätte „Sängerheim“ Osnabrück, Meller Straße 21 unsere

## Jahreshauptversammlung

mit Vorstandswahlen statt. Wir bitten um Ihren Besuch.

Der Vorstand

## Sommerausflug der Pr. Friedländer in Berlin

Am 16. August, einem Tage voller Sonnenschein, fanden sich unsere Mitglieder wieder zu einer interessanten Stadtrundfahrt. Selbst unser ältestes Mitglied, die im gesegneten Alter von 94 Jahren stehende Frau Berta Redmann, nahm an diesem Ausflug in körperlicher und geistiger Frische teil. Am 21. Juni war sie von der Pom. Landsmannschaft mit der Silbernen Ehrennadel ausgezeichnet worden. Alle Pr. Friedländer läßt sie auf diesem Wege herzlich grüßen.

Unsere Stadtrundfahrt beschränkte sich diesmal auf die südlichen Bezirke bis zum Zwickauer Damm. Hier konnte man noch weidende Herden und abgeerntete Kornfelder sehen. Einige Häuser in dieser Gegend erinnerten uns an die alte Heimat. Man hatte an deren Außenfassaden Figuren mit der Unterschrift: Pommern, Schlesien, Memel, Grenzmark u. a. angebracht.

Reine Landluft schnupperte jeder, als wir weit über unsere Grenzen hinaus die allbekannte Trabrennbahn entlangfuhren. Unser Bus fuhr am Ullsteinhaus vorbei und näherte sich dem Bezirk Steglitz, wo wir in einer Entfernung von etwa hundert Metern das modernste Krankenhaus Europas, das Klinikum, bewundern konnten. Das Krankenhaus besitzt über 3 500 Betten und wurde in einem Zeitraum von vier Jahren mit einem Kostenaufwand von 362 Millionen DM erbaut. Wir fuhren dann am größten Bauplatz Berlins, dem Steglitzer Kreisel, vorbei, welcher nach seiner Fertigstellung dem „Europa-Center“ am Kurfürstendamm starke Konkurrenz bieten dürfte.

Unsere Fahrt ging weiter am Botanischen Garten vorbei über „Neu-Amerika“, Königsallee und Berlins längste Brücke, die „Rudolf-Wissel-Brücke“, die eine Gesamtlänge von 906 Meter aufweist.

Wir erreichten schließlich linker Hand den Tegeler See und zur Rechten den Flughafen Tegel. Im Terrassen-Restaurant „Feengrotte“ am Havelsee nahmen wir unsere Mittagsmahlzeit ein. Nach einem schönen Spaziergang an Wasser und Wald fanden wir uns um 15 Uhr wieder bei Tanzmusik und netter Unterhaltung mit Kaffee und Kuchen. Das schöne Wetter veranlaßte alle, noch bis um 18 Uhr gemütlich beisammen zu bleiben. Erst eine halbe Stunde danach traten wir wieder unsere Heimreise an.

P. Bierbrauer

## Von Heidelbeeren oder Blaubeeren

**Viele Heidelbeeren bleiben ungeerntet — Was man früher zum Eigenverbrauch selbst sammelte, ersteht man heute im Handel — Ganz „Schlaue“ kämmt die Heidelbeeren von den Sträuchern — Heidelbeeren mit Milch und Zucker zubereitet, das schmeckte!**

Es ist noch nicht so lange her, da man im Sommer mit „Kind und Kegel“ in unsere heimischen Wälder zog, um sich seinen Anteil an der reichen Heidelbeerernte zu sichern. Daheim warteten die leeren Töpfe und Gläser und die Marmelade hat in den Vorkriegs- und Kriegsjahren als Brotaufstrich über manche Engpässe hinweggeholfen, besonders aber in der Zeit, als unser Land von fremden Armeen besetzt wurde und die Verbliebenen noch mehr als zu anderen Zeiten auch auf die Früchte des Waldes angewiesen waren. In der späteren Nachkriegszeit zogen in der neuen Heimat viele Einheimische und Vertriebene gleichermaßen, mit Eimern und sonstigen Behältern ausgestattet, in die Wälder, um sich durch Beerenpflücken ein kleines, aber zu damaliger Zeit sehr hochgeschätztes Nebeneinkommen zu verdienen.

Auch heute ziehen viele Hausfrauen die Waldheidelbeeren — wir sagen Blaubeeren — ihres würzigen Aromas wegen, den gezüchteten Beeren vor. Solche Beerenstöcke sieht man heute in einzelnen Gärten, aber über die Qualität der Beeren gehen die Ansichten auseinander.

Die routinierten Beerensammler haben immer ihre Abnehmer. Auch in einer Großstadt weiß man die frischgepflückten blauen Beeren, die in Körbchen und anderen Behältnissen aufgehoben sind, zu schätzen. Eine gute Belohnung für mühevollen Arbeit ist den Sammlern sicher. Auch auf den Wochenmärkten und Sammelstellen werden sie ihre Ware los und in Feinkostgeschäften wird ihre Ernte bei den Delikatessen eingereiht. Der größte Teil der Beeren aber bleibt im Zeitalter des Wohlstandes ungeerntet.

„Die guten ins Töpfchen, die schlechten ins Kröpfchen“, so lautete und lautet sicher auch noch heute der Grundsatz der Pflücker, der sich jedoch, wie mancher gute Grundsatz, auch umkehren läßt, besonders bei den Kindern, die da Beeren sammeln. Auch zu unserer Zeit war es nicht anders, als wir die Wälder unserer Heimatkreise nach den wohl-schmeckenden, aromatischen blauen Beeren absuchten. Wenn die großen Ferien gekommen waren — und in diese fiel gerade die Zeit der Blaubeerernte —, so wurden von manchen Städtern Urlaubspläne sicher dahingehend verwirklicht, daß man aufs Land kam und dort in Haus und Hof fleißig mithalf, nicht zuletzt um in den nahen Wäldern Blaubeeren zu pflücken.

Sicher dürften solche Urlaubserlebnisse, die mit dem Pflücken der Heidelbeeren (Blaubeeren) verbunden waren, zu den schönsten gehören. Ein Henkelkörbchen am Arm oder einen Rucksack über die Schulter getragen, worin die Mutter noch Proviant verpackt hatte, dazu einen Eimer oder eine große Kanne, in die man die Beeren zu schütten gedachte, und ein kleineres Sammelgefäß, wozu sich zu letzterem besonders gut die Kochgeschirre aus Heeresbeständen eigneten, durch deren Henkel man gut einen Gürtel schieben konnte. So ausgestattet, hockte man beim Sammeln zwischen den Heidelbeersträuchern. Neben sich den Bruder, die Schwester oder andere bekannte Kinder, meist in Begleitung einer erwachsenen Person; so war man bestrebt, fleißig die blauen Beeren von den grünen Sträuchern zu zupfen. Wohl ein mühevolleres und für den Ungeübten sicher ein geduldheischendes Unterfangen. Eine schnellere Ernte und einen großen Ertrag hatten diejenigen, die mit „Beerenkämmen“ — oft aus einer Zigarrenkiste selbst hergestellt — ausgestattet waren. Langweilig war es sicher aber darum nicht, weil der Wald so reich mit Leben ausgestattet ist. Hier stieg ein Haselhuhn auf, dort flog vielleicht eine gurrende Wildtaube auf, der es nachzuschauen galt, wenn sie sich in den Ästen der Bäume niederließ. Man spürte ihr nach, vielleicht um ihr Nest ausnehmen zu wollen, was jedoch illusorisch war, da diesem nicht beizukommen war. Dort wurde ein Hase in seinem Lager aufgestöbert, damit er sich am Waldesrand in der warmen Sonne seinen Balg wärmen lassen konnte. Vielleicht hüpfte gar ein Reh quer durch den Wald um zu seinem Futterplatz, vielleicht einem ungeernteten Getreidefeld, zu kommen. Vielleicht gab es irgendwo auch Wildschweine in der Nähe, die auf dem Wege waren, ein Kartoffelfeld aufzugraben; dann wurde die Stimmung schon ängstlicher. Die Vogelwelt bot zu dieser Zeit ihr Gezwitscher und ihren Gesang und man kam sich beim Zuhören vor, als wäre man in einem hohen Dom, den sich der Wald selber aufgebaut hatte.

Das und vieles andere bot der Wald; nicht zuletzt waren da die großen Ameisenhaufen, die inspiziert werden mußten, man wollte doch dieses fleißige Völkchen in seinen Lebensgewohnheiten beobachten und vielleicht auch seine Reaktionen feststellen, wenn man es mit einem Stöckchen aus dem Bau trieb. Un-

vollständig bliebe die Aufzeichnung ohne die vielen Käfer und Raupen, die den Weg der Beerensammler kreuzten und zu Beobachtungen Anlaß gaben, die für viele Kinder ein nachhaltiges Erlebnis waren. Ein bißchen Angst vor Kreuzottern mag ja in jedem gesteckt haben, trotzdem die Mutter die nackten Arme und Beine mit Liebstöckel — dessen Geruch die Kreuzottern nicht mögen — eingerieben hatte.

Es lohnte sich schon, im Walde Umschau zu halten; vielleicht standen gerade zwischen den Heidelbeersträuchern einige Pfifferlinge (wir sagten und sagen wohl „Rehfüßchen“). Vielleicht stand auf der Suche nach einem schönen Beerenplatz gerade ein Steinpilz im Wege, den man gern zu den gepflückten Beeren legen konnte. Vielleicht tat man auch gut daran, sich den Standort zu merken, an dem schöne Himbeersträucher zu finden waren. Möglich, daß auch noch einige süße Walderdbeeren mitgenommen werden konnten; wenn sie auch nicht mehr zu einem Bowlengetränk reichten, so doch sich zwischen dem Blau der Heidelbeeren gut ausnahmen. Auch sollte man sich die Stellen merken, an denen die roten Preiselbeeren wuchsen und nicht zuletzt waren spätreifende Brombeeren den Sammlern Grund genug, wieder in den Wald zu kommen, um weitere köstliche Waldfrüchte zu ernten.

Schon in vorgeschichtlichen Siedlungen sind Schüsselchen, in denen Beeren aufbewahrt worden waren, gefunden worden. Man kann daraus schließen, daß der Wert der Beeren früh erkannt worden ist und sicher auch, daß getrocknete Heidelbeeren schon den Vorfahren gut geschmeckt haben müssen. Am besten aber schmecken sie wohl frisch gepflückt, vielleicht noch mit Milch und Zucker angereichert, so bilden sie einen bekömmlichen und gutschmeckenden Nachtisch. Liebhaber und Feinschmecker für Waldbeeren hat es zu allen Zeiten gegeben, auch heute.

Was aber wäre der Wald mit seinen Beerenfrüchten ohne seine Geheimnisse! Dazu gehören auch, wie könnte es anders sein, die Geister und solche, die sich gern mit Geheimnissen bekränzen lassen. Um die verhutzelten Gestalten der Beerenweiblein hüllte sich schon immer ein geheimnisvoller Zauber, der sich so wie bei uns auch in anderen Landesteilen bis heute erhalten hat. Diese Beerenweiblein mögen im täglichen Umgang mit Tieren und Pflanzen des Waldes mit diesen „auf du und du“ gestanden und sich dadurch Erfahrungen angeeignet haben, von denen wir nicht mehr wissen. Sie aber wußten um die Heilkraft seltener Waldkräuter und Beeren. Wir kennen diese Beerenweiblein, die den ganzen Sommer hindurch in den Wald gingen, einen geflochtenen Henkelkorb über dem Arm, das Gesicht tief mit einem Tuch verhüllt und ein langes breites Spitzentuch, selber gehäkelt, um die Schultern geworfen, so auf der Suche nach den Früchten des Waldes einhergehend. In vielen Märchen und Sagen sind sie dargestellt. So waren sie es auch in Wirklichkeit. Diese fleißigen Wesen waren oft in den Wäldern anzutreffen. Heute begegnet man ihnen wohl recht selten. Wir ließen uns damals gern von ihnen überzeugen, daß ihre oft gichtigen Hände flinker waren als die unsrigen und sich bei ihnen das Körbchen schneller füllte als es selbst bei denen der Fall war, die mit einem Kamm die Beeren von den Sträuchern abstrichen.

Hinzuzufügen ist, daß viele Lieder und Gedichte aus der Folklore, die sich auf die Wälder und ihre Früchte bezogen, im Laufe der Zeit entstanden sind. Angefangen bei denen, die den Wald- und Berggeistern gewidmet sind, bis zu den Kobolden und Gnommen, die den Beerenpflückern ihre Eimer ausschütteten und allerlei Schabernack spielten. Nicht zu vergessen sei auch die Beerenhexe, die gleich der Roggenmuhme in die Reihen der Geister einzuordnen ist. Als Kind war man darum sicher beim Betreten des Waldes angehalten, ein offenes Auge und ein waches Ohr im Schatten der Baumkronen zu halten.

Beim Schreiben dieser Zeilen wurde mir ein Schälchen Heidelbeeren oder Blaubeeren, die ich in einem Feinkostgeschäft erstanden habe, serviert, und ich möchte hoffen, daß Ihnen, verehrte Leser, dieser Beitrag das bringt, was mir das Schälchen Blaubeeren gab: eine Erinnerung an die Kindheit und an die unvergessene alte Heimat.

Hans Mausolf

---

**Werbt für unsere Heimatzeitung!**

---



## Das Eichhörnchen

Eine Erzählung aus Schlochau nach einer wahren Begebenheit

von Oberamtsrichter a. D.  
Gerh. Steffen, jetzt Cuxhaven

Jens und Niels, zwei kleine „Trabanten“ im Alter von drei und fünf Jahren, standen am Fenster des Wohnzimmers und starrten hinaus in den Garten. Es war im Oktober und kalt draußen, da sollten sie noch ein wenig in der warmen Stube bleiben.

Sie waren gar nicht damit einverstanden. Denn drinnen im Hause war es lange nicht so schön und interessant wie in dem großen Garten, der sich überallhin rings um das einstöckige Wohnhaus der Eltern erstreckte.

Gleich neben dem Eingang stand eine hohe Tanne. Dort schauten unsere beiden immer aufmerksamer hin. Oben im Baum, da stimmte doch etwas nicht. Da saß doch ein ganz merkwürdiger Vogel.

„Mutti“, riefen sie plötzlich wie aus einem Munde, „Mutti, komm doch gleich einmal schnell her!“

„Sieh doch, was dort im Garten auf der Tanne sitzt! Laß uns doch hinausgehen! Wir möchten so gern sehen, was es ist!“ sagte dann der ältere Jens weiter, als die Mutti endlich aus der Küche herbeikam.

Frau Ann schaute hinaus. Dann schüttelte sie verwundert den Kopf:

„Wirklich, das ist sonderbar. Da scheint eine große Eule im Baum zu sitzen. Das müssen wir uns natürlich aus der Nähe ansehen. Kommt, Kinder! — Aber leise wollen wir herangehen, damit wir sie nicht verschrecken!“

Bald standen sie alle drei um den Vogel versammelt, der gar nicht sehr hoch in der Tanne auf einem Zweig saß und überhaupt keine Notiz von seinen Betrachtern nahm. Er klappte nur gelegentlich seine großen Augen mit den Lidern auf und zu.

„Das ist ein Uhu oder eine Waldohreule“, meinte die Mutter leise. „Seht nur die Büschel an den Ohren. Der Waldkauz oder die Schleiereule haben keine.“

„Was ist das, eine Eule?“ fragte jetzt Jens. „Hat sie keine Angst vor uns?“

„Garnicht“, erwiderte die Mutti. „Eulen sind Raubvögel, die sehr stark sind, besonders wenn sie so groß sind wie diese hier. Wieviel wird sie messen? — Mindestens 30 bis 35 Zentimeter.“

Sie frißt gern Mäuse, Fische und Insekten, ja sogar Maulwürfe. Und ganz große Eulen wie der Uhu machen sich auch an Vögel und Hasen heran, um sie zu verzehren“, so fuhr die Mutti fort. „Aber was erzähle ich euch das, ihr kleines Völkchen. Das versteht ihr ja doch noch nicht.“

„Komm Mutti“, meinte da Jens ängstlich, während Niels beharrlich mit noch immer erstaunten Augen schwieg, „da gehen wir lieber fort und lassen den Vogel dort sitzen.“

„Der läßt sich auch sicher nicht stören. Er wartet auf die Nacht. Da beginnt erst sein richtiges Leben. — Wahrscheinlich ist er dort vom Schloßturn her gekommen, wo er sonst am Tage wohnt, und wartet hier auf die Nacht.“

„Mutti, komm. Ich sehe dort hinten an der Hecke etwas Neues“, rief jetzt Jens und zog Frau Ann mit sich fort, die wiederum Niels an der Hand führte.

„Ach, sieh nur, ein Eichhörnchen. Dort in der Ecke. Es läuft vor uns gar nicht fort!“ erzählte Jens weiter.

„Niele auch Hörnchen sehen“, meldete sich Niels zum ersten Male. Er sagte immer „Niele“ statt Niels auf sich selbst.

Wirklich, da saß zwischen Johannisbeersträuchern und dem Buchsbaum der Hecke ein kleines, braunes Etwas. Ängstlich blickte es den nahenden Menschen entgegen, lief aber nicht weg. Doch, da machte es einen Versuch, der aber kläglich scheiterte.

„Ach sieh doch einmal, Jens!“ sagte da die Mutti und bückte sich zu dem Eichhörnchen hinunter. „Das Tierchen hat das rechte Beinchen gebrochen. Es kann daher vor uns nicht fortlaufen, wie es gern möchte.“

„Daran hat die Eule schuld, Mutti“, redete Jens gleich dazwischen. „Sie hat das Eichhörnchen gebissen!“

„Hörnchen bissen“, wiederholte der kleine Niele. „Pfui, schäm.“

„Das glaube ich kaum“, meinte aber die Mutti Ann. „Dazu ist unser Uhu oder unsere Waldohreule zu klein. Aber vielleicht ist das Eichhörnchen aus Schreck davor vom Baum gestürzt. Oder irgendein anderes Tier hat es gebissen!“

„Ach, Mutti, das nehmen wir zu uns. Ich mache ihm ein Haus oder einen Kasten. Darin kann es wohnen. Bitte, liebe Mutti, ja?“ bettelte Jens.

„Nun, wir können es ja einmal versuchen. So muß das arme Wesen bald zu Grunde gehen da es sich kein Futter suchen kann. Ich werde es einmal auf den Arm nehmen.“

Zuerst wollte sich das kleine Tier wehren, dann aber merkte es, daß man es gut mit ihm meine und ergab sich willig in sein Schicksal.

Mutter Ann brachte es behutsam ins Haus. Lenchen, der gute „Hausgeist“, schleppte eine Kiste und Heu herbei. Dorthinein sollte das Eichhörnchen kommen.

Zunächst wurde der kleine Patient aber noch von Frau Ann sachgerecht geschient und verbunden, damit das kranke Beinchen bald wieder heil würde.

Die beiden Jungens standen bei all diesen Verrichtungen natürlich neugierig und mitfühlend herum. Und ihre Mäuler standen überhaupt nicht still. Soviel hatten sie zu raten, zu erzählen und zu fragen.

Die Kiste wurde unten in den Heizungskeller gestellt, wo der Zentralheizungssofen stand. Da war es warm, und dort konnte das Eichhörnchen auch nicht allzu viel anrichten, wenn es wieder laufen konnte. Zunächst saß es natürlich noch still und sehr geduldig in seinem hölzernen Nest.

Morgens, mittags und abends wurde es mit Nüssen, Sämereien und auch allerhand Früchten gefüttert. Das übernahmen allzu gern unsere beiden Kinder, vielmehr sie ließen überhaupt keinen anderen dazu heran. Auch Lenchen, die selbst einmal gern gefüttert hätte, durfte das nicht tun.

Eines Morgens aber, als Jens und Niele zum Keller stürmten — sie hatten es immer sehr eilig —, da saß das Eichhörnchen nicht mehr in seinem Nest. Es machte die ersten Gehversuche: und siehe da, es ging schon recht gut.

Von jetzt an wurde es damit von Tag zu Tag besser. Das Tierchen wurde immer zutraulicher, ließ sich aus der Hand füttern, tobte umher und war bald der beste Spielgefährte der beiden Kinder und nicht zuletzt auch der Erwachsenen.

Man sagt immer, daß unser Eichhörnchen — das sogenannte gemeine Eichhörnchen, das bei uns in Europa und auch in Asien am meisten vorkommt — nie eigentlich zahm und anhänglich ist, daß es vielmehr bissig und eigensinnig bleibt. Auch sagt man ihm nicht allzugroße Geistesgaben nach.

Unser Eichhörnchen war aber in jeder Beziehung eine Ausnahme davon. Vielleicht war es noch sehr jung, daß es sich so zum Guten beeinflussen ließ.

Es war überaus zärtlich und anschniegbar, keine Spur von Bissigkeit war zu bemerken. Es lief allen Hausbewohnern nach, ganz besonders aber Frau Ann, die es geheilt hatte, und dann natürlich seinen Spielgefährten — den beiden kleinen Jungens.

Etwas sehr Wichtiges habe ich aber noch vergessen. Gleich nachdem unser Eichhörnchen im Heizungskeller der Familie gelandet war, da meldete sich Jens zu Wort:

„Mutti, jetzt muß unser Kätzchen aber auch einen schönen Namen haben. Einen lieben, einen guten Namen!“

„Namen haben“, wiederholte Niele wie er es so gern tat, einmal Weihnachten sogar in der Kirche bei der Christvesper. Wenn der Pastor unten am Altar etwas sagte, wiederholte Niele seine letzten Worte ziemlich laut oben auf der Empore, wo er mit seinen Eltern und Jens in der dicht gefüllten Kirche noch Platz gefunden hatte. Es schallte ziemlich von dort überallhin, und seine Mutti mußte ihm die Hand auf das Mündchen legen.

„Natürlich müssen wir es taufen. Wie willst du es denn nennen, Jens? — Unser Niele kann da noch nicht mitreden!“ meinte Mutti.

„Hansi soll es heißen!“ Der Name ist schön!“

„Aber so nennt ihr doch schon unseren Stieglitz, der im Eßzimmer in seinem Käfig sitzt. Nein, zweimal dasselbe, das geht nicht. — Was meint ihr denn zu Peterle? — Das würde mir gefallen.“

„Ach ja“, rief gleich Jens, „Peterle soll unser Kätzchen heißen.“

„Peterle heißen“, redete wieder Niele nach.

Und dabei blieb es dann auch. Das Eichkätzchen hatte seinen Namen weg. Bald hörte es auch sofort darauf, wenn man es damit rief.

So verging die Zeit. Der Winter kam mit Schnee und Frost. Peterle hatte überhaupt keine Lust, nach draußen zu laufen. Wie alle Eichkätzchen war es gegen Nässe und Kälte sehr empfindlich. Man konnte noch so weit die Haustür aufsperrn, sobald es die eisige Winterluft atmete, lief es schleunigst in die Wohnung zurück.

Am liebsten war es im Heizungskeller, wo es immer so schön warm war. Hier aber wäre es bald zu großem Schaden gekommen, und das war so.

Eines Tages war Peterle verschwunden. Alles suchte überall vergeblich nach ihm. Die beiden Kinder waren wie wild dabei und schon ganz traurig.

Da kam Lenchen aus dem Heizungskeller gelaufen.

„Ich habe es!“ rief sie aufgeregt. „Hinter dem Schrank im Keller sitzt es und kommt nicht hervor. Es muß krank sein.“

Und das war es auch. Aber nicht so, wie ihr denkt.

Als Peterle auf alles Rufen und Locken nicht hörte, holte es Mutti mit einem Besen langsam aus seinem Versteck hervor. Ach, wie sah das arme Wesen nur aus. Der lange, sonst so buschige und fuchsrote Schwanz war nicht wiederzuerkennen. Er war mit einer bläulichen Masse beschmiert, die überhaupt auf dem ganzen Körper von Peterle verteilt war.

Ängstlich und ganz zusammengesunken starrte unser kleiner Liebling uns an.

„Was ist denn nur mit Peterle geschehen?“ rief ganz erstaunt Mutti Ann. „Es ist ja über und über beklebt!“

„Is geschehen!“ wiederholte Niele.

„Beklebt?“ fragte Jens.

Schnell hob Frau Ann das Eichkätzchen, aber natürlich ganz behutsam, in die Höhe. Dann fing sie an zu lachen und blickte im Keller umher.

„Sieh einmal an, so ein Schleckermaul. Ja das kommt davon. Unrecht Gut gedeiht nicht.“

Dann zeigte sie auf einen großen Topf, der in der Ecke des Kellers am Fenster stand. Es war ein runder Steintopf, der mit Pergament zugebunden war, vielmehr gewesen war. Denn die schützende Hülle war völlig zerrissen und zeigte eine große Öffnung, überall bekleckert mit . . . Pflaumenmus.

„Da hat doch unser Peterle Pflaumenmus stibitzt und ist dabei in den Topf gefallen. Daher ist er so beklebt, und zwar mit unserem guten Mus, das ich gerade gestern aus dem anderen Keller geholt hatte, um es hier etwas anzuwärmen. Morgen wollten wir davon zu schmausen beginnen.“

„Mutti, bekommt Peterle jetzt dafür eine Strafe?“ fragte Jens. „Leckern ist doch uns allen verboten!“

„Aber nein. Sieh doch, es ist doch schon bestraft genug. Aber schnell abwaschen wollen wir es nun, sonst wird es uns noch krank.“

Das war ein Freudenfest für alle, selbst Peterle, als er in die mit warmem Wasser gefüllte Wanne kam und wieder so schön sauber wurde. Zuerst wollte Peterle natürlich nicht hinein, denn Wasser, nein, brrr, das ist ja so naß! Aber warmes Wasser war schon viel besser!

### Deutsch-Fier

**So wurden in Deutsch Fier auf dem Schulacker Kartoffeln geerntet**

Fast alle Lehrerstellen der Landschulen des Kreises Flatow - wie auch anderwärts - waren mit Dienstland ausgestattet, das der Stelleninhaber entweder selbst bewirtschaftete, bewirtschaften ließ oder verpachtete. Die Nutzung des Landes wurde ihm auf sein Gehalt angerechnet, ebenso die Bestellungenskosten, sofern die Gemeinde die Bestellung übernommen hatte.

Zu der alleinigen Lehrerstelle in Deutsch Fier gehörte ein kulischer Morgen Dienstland, was etwa der Größe eines Hektars entspricht. Die Bestellungsarbeiten verrichteten die Bauern. Da ging es reihum, so daß im Laufe eines Jahres jeder einmal drankam. Bei diesen Arbeiten auf dem Schulland setzten die Bauern sich „ins Zeug“, der Lehrer sollte mit seiner Ernte den Bauern nicht nachstehen. So war es jedenfalls in Deutsch Fier.

Heute soll nun einmal von der Kartoffelernte bei dem Lehrer berichtet werden. Sie war meistens am letzten Tage vor den Herbstferien. Da rückten bald nach dem Mittag so rund 20 Jungen und Mädchen mit Körben bewaffnet auf dem Felde an. Die Kartoffeln wurden mit dem Kartoffelroder aus der Erde geschleudert und brauchten nur gesammelt und in die bereitstehenden Kastenwagen geschüttet zu werden, seltener mal auch in eine Miete. Zuerst wurde mal der Kartoffelacker der Länge nach abgeschnitten. Je zwei Kinder bekamen nun ein gleich langes Stück zum Sammeln. Das Roden der Kartoffeln besorgte fast jedes Jahr der tüchtige Bauer Paul Dux, der leider zu früh durch einen Sturz in seiner Scheune ums Leben kam, sein Sohn trat dann an Vaters Stelle ein. Paul Dux achtete darauf, daß sauber aufgesammelt und kein Unfug getrieben wurde. Manchem hat er mit der Peitsche gedroht, wenn er über die „Stränge“ zu schlagen drohte, er kannte seine „Pappenheimer“. Waren dann die Kartoffeln heraus, wurde das Kartoffelfeld auch gleich abgeeggt und die beim Eggen freigelegten Kartoffeln aufgesammelt. Nach getaner Arbeit, es dauerte kaum drei Stunden, gingen die Kinder dann in das Klassenzimmer, zuvor hatten sie sich die Hände gewaschen. An den Schülertischen nahmen sie Platz, und nun gab es Kaffee und Brote. Ich hatte einen größeren Bienenstand und

So verging der Winter, der Frühling kam, es wurde immer wärmer draußen. Peterle stand zuerst abwartend an der Tür, dann lief er immer öfter und länger in den blühenden Garten vor der Tür. Aber immer kam er wieder ins Haus zurück und spielte mit den beiden Kindern drinnen und draußen.

So ging das eine Weile. Da sagte eines Tages Mutter Ann: „Lieber Jens! Lieber Niele! Jetzt ist es so weit. Ihr müßt euch von dem Peterle trennen!“

Ein Sturm der Entrüstung folgte.

„Warum denn, Mutti, warum?“

„Seht einmal, Kinder. Unser Peterle gehört zu den anderen Eichkätzchen und in den Wald, zu seinen Gefährten dort aus der Tierwelt. Wir Menschen wollen ja auch unter uns Menschen leben. — Ihr merkt ja, wie Peterle immer länger draußen in der Freiheit bleibt.“

Es kostete noch viel Überredungskunst der Mutti, um ihre beiden Kleinen davon zu überzeugen, daß ihr liebes Peterle wieder in die völlige Freiheit unter seinesgleichen mußte.

Dann war es eines Tages soweit. Da wanderten alle vier — Lenchen wollte auch unbedingt mitkommen — dem nahen Wäldchen zu. Jens hatte Peterle auf der Schulter sitzen, wo er posierliche Spiele trieb.

Es ging über die schwankende Moorbrücke rechts neben dem Haus, über die Wiesen mitten in den blühenden und grünenden Wald.

Peterle war immer unruhiger geworden, je tiefer sie alle hineinkamen. Da auf einmal, da saß ein anderes Eichkätzchen. Schon hatten sich die beiden gesehen. Ein riesiger Satz, und schon war Peterle von der Schulter gesprungen, obwohl Jens noch einen vergeblichen Versuch machte, ihn festzuhalten.

Von Ast zu Ast hüpfen die beiden Eichkätzchen in wilden gewagten Sprüngen. Und schon waren beide verschwunden.

„Ach, unser lieber Peterle“, seufzte Jens aus Herzensgrund.

„Lieb' Peterle“ echote Niele.

Aber damit war Peterle für immer verschwunden. Manches Mal im kalten Winter zeigte sich zwar ein Eichkätzchen in der Nähe des Wohnhauses. Es schaute auch einmal durch das Küchenfenster hinein.

Als aber die beiden Kinder wie wild hinzuliefen und immer wieder „Peterle“ riefen und das Fenster öffneten — es taten natürlich meist Lenchen oder die Mutti —, dann sprang das Eichkätzchen stets in langen Sätzen davon.

Ob es Peterle war, der so langzeitige liebe und lustige Hausgast, konnten sie nicht feststellen. Denn hinein in die Wohnung ist das Eichkätzchen nie mehr gekommen.

konnte so als Aufstrich Honig geben. Wurstbrote waren weniger gefragt, um so mehr Honigstullen wurden „verdrückt“. Ich gab den Honig ja gern, denn außer einem kleinen Taschengeld, das ich den einzelnen gab, hatte ich nichts zu zahlen. Gesättigt zogen die Kinder dann heim, und ich glaube kaum, daß sie zu Hause zum Abend noch etwas gegessen haben, die „Bäuchlein“ waren voll. Während der Zeit, da die Kinder Kaffee tranken, hatte der Bauer Dux die Kastenwagen auf den Wirtschaftshof gefahren, ein paar größere Jungen warfen die Erdäpfel mit Forken über die Kartoffelharfe in den Keller. Dux führte seine Pferde nach Hause in den Stall und kam nach dem Abfüttern in den Stallungen zum Abendbrot. Sehr gern aß er frische Jagdwurst, die wir aus Jastrow besorgt hatten. Es war die frische Kochwurst für ihn mal eine Abwechslung, Schinken und Dauerwurst aus eigener Schlachtung, das gab's ja alle Tage. Bei einer Flasche Bier, einem Korn und einer guten Zigarre plauderte es sich dann noch eine ganze Weile recht nett, bis es Zeit zum Nachhausegehen war.

Mancher meiner früheren Schüler und manche Schülerin wird diesen kurzen Bericht lesen und wird im Geiste wieder mal in Deutsch Fier sein und sich sicherlich gern an jene Zeiten erinnern. War es so, wie ich es hier schilderte?

P. Drescher

### Gruß aus Texas (USA)

All meinen Verwandten und auch Bekannten sende ich auf diesem Wege recht herzliche Grüße aus Texas da ich unmöglich allen schreiben kann. Ich folgte der wiederholten Einladung meiner Freundin, mit der ich fast sieben Jahren korrespondiere und die ich jetzt erst persönlich kennengelernt habe. Eine weitere Station auf meiner Reise ist Chicago, eine Stadt, die ich liebe und wo ich wieder einige Zeit bei guten Freunden und deren Verwandten verbringe.

Am 1. September bringt mit eine Maschine der „Lofleidir“ (Station Island) von New York in heimatliche Gefilde zurück. Ich bin begeistert von der Großartigkeit Nord-Amerikas und den wirklich liebenswürdigen, hilfsbereiten Menschen.

La Feria, 18. August 1970

Traute Mallach, früher Prechla

## Nacht des Grauens

### Eine Erinnerung

Hier soll von einer jener Nächte die Rede sein, die ich mein Leben lang nicht wieder aus der Erinnerung verlieren werde, und sollte ich hundert Jahre alt werden. Ich habe Datum und Wochentag vergessen, wann diese Kette der Tage und Nächte begann, die Kette der grausamsten Heimsuchung, die unserer Stadt in ihrer mehr als tausendjährigen Geschichte widerfahren ist.

In der Nähe unserer Wohnung standen damals zwei Hochbunker, schmutzig, graue Betonklötze von beträchtlichen Ausmaßen, die als absolut bombensicher galten. Wir hatten bisher immer nur unseren kleinen Behelfsbunker unter unserem Wohnhaus aufgesucht. Erwähnen möchte ich noch, daß die Hausgemeinschaft sich in den Kriegsjahren mehr und mehr zusammengeschlossen hatte. An einem der letzten Julitage des Jahres 1943 hatte ich der Mutter gegenüber noch über einen unserer Hausbewohner gespottet, der auf einem gecharterten Lieferwagen einen Teil seines Hausrats in sein Wochenendhaus außerhalb Hamburgs abtransportiert hatte. „Meine Frau bleibt draußen! Sie soll endlich einmal wieder durchschlafen. Ich komme morgen abend selbstverständlich zurück!“ hatte er erklärt. Aber das geschah nicht. So waren der betagte Hauswirt und ich die einzigen männlichen Bewohner unseres Hauses, als der Sturm über uns losbrach, die berühmten Staniolstreifen fielen und Rudel auf Rudel der Bomber unsere Stadt anflug und überfiel. Der Himmel war hell erleuchtet von den „Tannenbäumen“, eine Art Leuchtbombe, als der Hauswirt und ich nach einem langen Verweilen im Bunker einen Kontrollgang durch die Wohnungen unternahm. Wir rauchten eine Zigarette, betrachteten den inzwischen wieder unschuldig aussehenden Himmel und waren schon der Meinung, daß wir noch einmal davongekommen seien, als wir plötzlich gar nicht mehr so weit entfernt das Brummen der Motoren und gleich darauf auch das Fallen und Krachen der ersten Bomben hörten. Wir flohen zurück in den Bunker, rissen die Tür zu und warteten ohnmächtig darauf, was die Nacht uns bescheren würde. „Junge, du bist ja ganz blaß geworden!“ — „Ja, Mutter, ich glaube, heute nacht haben wir alle nichts zu lachen!“ — „Unsinn!“ markierte der Hauswirt den Zuversichtlichen. Weiter kam er nicht. Das Licht erlosch. Die Menschen hielten sich die Ohren zu und schlossen die Augen. Die Bomben rauschten und pffiften, dann wieder das Krachen, dieses unheimliche Krachen! Plötzlich schrie eine Frau: „Ich glaube unser Haus brennt!“ Wir konnten überhaupt nichts sehen. Die Frau wollte aus dem Bunker stürzen: „Meine Sachen! Nur eben meine Sachen holen! Ich habe den Koffer oben stehenlassen!“ — „Niemand verläßt den Bunker!“ herrschte unser Hauswirt sie an. „Wenn das Haus abbrennt, habe ich wohl am meisten verloren. Aber das Leben ist wichtiger als ein Haus oder gar ein Koffer. Bleiben Sie also! Kommen Sie“, wandte er sich dann an mich, „wir zwei werden einmal wieder hinaussehen!“

Wir verließen den Bunker, preßten die Tür hinter uns zu, drückten uns gegen die Wand eines Torweges, den wir durchqueren mußten, ehe wir unser Treppenhaus erreichten, und erblickten dann die brennenden Häuser auf der Straßenseite gegenüber. Auch die Häuser der Querstraße brannten. Ein Blick auf unsere eigenen Wohnstätten. Der Hauswirt schrie: „Da, im dritten Stock! Laufen Sie! Vielleicht können wir den Brand noch löschen!“ Der Mann war zwanzig Jahre älter als ich, aber er erreichte noch vor mir die Wohnung, stürzte ins Badezimmer, ich in die Stube, dann in die Küche. Wir fanden drei Brandbomben und warfen sie einfach auf die Straße. Sonst war unser Haus verschont geblieben. Doch der Hauswirt zögerte: „Ich möchte wohl noch einmal aufs Dach steigen. Kommen Sie mit?“ — „Natürlich!“ Wir stiegen die eiserne Feuerleiter hoch und blickten uns um. Das Nachbarhaus brannte. Da gab es kein Verweilen mehr. Wir rasten die Treppe hinab. Unaufhörlich flogen Bomber über uns hinweg. Sie schienen planmäßig nach der Karte Straße für Straße zu erfassen. Im Augenblick ließen sie uns in Ruhe. In ihrem Hausbunker fanden wir die Nachbarn nicht. „Ich laufe zum Hochbunker!“ schrie ich. „Gut, ich halte hier weiter Brandwache und verständige unsere Frauen!“ Schon rannte ich an brennenden Häusern vorbei, stolperte über hinausgeworfenes Mobiliar, machte endlich meine Meldung beim Bunkerwart: „Haus 32 brennt! Brandbomben! Freiwillige zum Löschen!“ Die dicke Stahltür des Bunkers schloß sich hinter den Leuten, die mir folgten. Auf dem Dach unseres Hauses stand unser Hauswirt und nahm aus einer Kette die von unten nach oben gereichten Eimer entgegen, um das Dach vor dem Funkenflug von nebenan zu bewahren. Ich kletterte zu ihm. Auch nebenan arbeiteten die Leute jetzt wie die Besessenen. Wildfremde Passanten, die durch den Alarm in unsere Gegend verschlagen worden waren, reihten sich in die Schar der Helfer ein. Nebenan brach der Dachstuhl ab und stürzte in die Tiefe. Jetzt wurde um das oberste Stockwerk gekämpft. Fast hatten die Männer das Feuer schon gelöscht, als plötzlich im Tiefflug

feindliche Jäger in die Löschmannschaften hineinschossen. Einer wurde getroffen. Und dann war der Spuk plötzlich vorbei. Ein Arzt leistete dem Verwundeten erste Hilfe. Steckschuß im Unterschenkel. Die Ruhe trugte. Die Nacht des Grauens war für uns noch nicht zu Ende. Eine neue Welle von Bombern überflog Hamburg und lud gnadenlos ihre Last ab. Als dann endlich doch Entwarnung gegeben wurde, brachten wir die verängstigten Frauen in die Wohnungen zurück und meldeten uns auf der Straße zum weiteren Einsatz. Die unglücklichen Nachbarn von der anderen Seite der Straße hockten auf ihren Koffern. Ihre Häuser waren in wenigen Stunden in Schutt und Asche zusammengefallen. Jeder nahm einige dieser Bedauernswerten in seiner heilgebliebenen Wohnung auf. Ein letzter Blick noch schon im Morgendämmern vom Dach unseres Hauses weit in die Runde. Der Hauswirt stand neben mir und schwie genau wie ich. Der Rauch machte die Augen tränen. Wir sahen den stolzen Turm unserer Jahrhunderte alten Marktkirche wie ein feuriges Schwert vom Himmel stürzen und vernahmen auch über die große Entfernung hin das Krachen und Splintern seines Gebälks. Wir blickten uns nicht in die Augen, aber auch so wußte einer vom andern, wie es in ihm aussah.

„Warum müssen wir das alles erliden?“ klagte die Mutter, die in der Nacht einen Herzanfall erlitten hatte, von dem sie sich nur langsam wieder erholen konnte. Eine fremde Frau sagte hart: „Was jammern Sie? Sie haben doch noch alles!“ — „Ja, ich habe noch alles! — Ein Sohn gefallen, einer tief in Rußland, einer zerschossen bei mir. Ja, ich habe noch alles!“ — „So war das nicht gemeint! Ich dachte an die Klamotten!“ — „Die können alle zum Teufel gehen, wenn nur die Jungen am Leben bleiben! Eine junge Frau zitterte: „Nicht noch eine Nacht!“ Unsere Gäste zogen am Vormittag mit ihren Koffern weiter. Wohin? Sie sagten es uns nicht. Hans Bahrs

## Grenzmärker beherrschten das „Ihsee-Restaurant“ in Bad Segeberg

Es bedurfte anscheinend nur der Initiative und des guten Willens der Verantwortlichen im Raum Segeberg, um so etwas wie ein kleines Grenzmärkertreffen zusammenzubringen. Was sich jedenfalls am 23. August bei strahlendem Sonnenschein auf die Initiative der Grenzmarkgruppe Kiel mit Hfd. Süßenbach als Arrangeur aus ganz Schleswig-Holstein und aus Hamburg bis hinauf nach Stade an dem herrlich gelegenen Ihsee in der Stadt der Karl-May-Festspiele zusammenfand, das war sich einig in der Überzeugung: so etwas muß alle Jahre seine Wiederholung finden.

Während einige Hamburger mit der Bundesbahn und der größte Teil im Pkw anreiste, starteten von Lübeck und Kiel je ein Bus in Sonderfahrt. Wenn wirklich alle Heimatfreunde im Raum dem Ruf gefolgt wären, dann hätte die Sitzgelegenheit im Ihsee-Restaurant nicht ausgereicht.

Wenn auch die Schneidemühler die Hauptzahl der Teilnehmer stellten, so waren auch die anderen grenzmärkischen Kreise nicht weniger stark vertreten. Überall an den Tischrunden beherrschten die Erinnerungen an die verschiedenen Orte das Gesprächsthema und manche Frage nach Bekannten aus den Kreisen Schlochau, Flatow, Dt. Krone und dem Netzekreis konnte beantwortet werden. Auch ein Kurgast bemühte sich um Kontakte. Alle hatten viel Freizeit zum Baden, vereinzelt auch zum Wandern. Die Heimatfreunde Süßenbach und Strey richteten Worte des Grüßes und der Mahnung an alle, die sich zum Abschluß dieser Begegnung den Besuch der Kalkhöhlen nicht entgehen ließen. Und das war, wenn auch kühl, und für manche doch anstrengend, das Erlebnis des Tages. (Allein aus den Städten Hamburg, Kiel und Lübeck waren insgesamt 110 Landsleute gekommen).

### Aus Leserzuschriften

„Es ist wirklich schade, daß kein **Bildband** von Stadt und Kreis Schlochau zustande kommt“. So schreibt Frau Dorothea Schulz geb. Borowski (Preclau) aus Hamburg.

„Wir freuen uns, daß wir die **Heimatzeitung** haben, denn dadurch haben sich viele Freunde, Bekannte und Verwandte gefunden; auch ein Schulfreund, mit dem ich zusammen 1923 aus der Schule entlassen wurde, hat sich gemeldet. Viele Bekannte, von denen man glaubte, daß sie tot seien, leben noch und umgekehrt.“ Das berichtet Landsmann Albert Bähr aus Neuschwente, jetzt in Crystal Lake/Illinois (USA).

### Aufruf zur „Agnes-Miegel-Spende“

Hannover (hvp) Die vor einem Jahr begründete „Agnes-Miegel-Gesellschaft“ beschloß auf ihrer Hauptversammlung in Bad Nenndorf, zu einer „Agnes-Miegel-Spende“ aufzurufen. Die Geldmittel sollen zum Ankauf des Hauses in Bad Nenndorf verwendet werden, wo die ostpreußische Dichterin nach der Vertreibung aus der Heimat ihre letzten Lebensjahre verbrachte. Das Haus soll zu einer Stätte des Gedankens an die Persönlichkeit und das Lebenswerk der Dichterin ausgestaltet werden. Spenden werden auf das **Postscheckkonto der „Agnes-Miegel-Gesellschaft“, Hannover Nr. 8 785, erbeten.**

## Reise nach Afrika

von Georg Ritgen

Veni, vidi, vici — ich kam, sah, siegte! Steht das nicht in Caesars Bellum Gallicum oder wo sonst? Lang, lang ist's her, seit ich es in der Humboldtschule lernte —, aber immer werde ich an dieses „Telegramm“ von Caesar vor 2000 Jahren erinnert, wenn ich an meine Verlobung denke, die nicht ganz so lange her ist.

Ja, ich hatte mich verlobt — und zwar heimlich verlobt, niemand wußte davon oder ahnte es. Und es gäbe ja auch keinen Grund, das besonders anzuführen, weil andere sich auch verloben, manchmal auch mehrmals verloben. Aber in diesem Fall, das bilde ich mir jedenfalls ein, war es doch nichts Alltägliches, sondern etwas Besonderes. Denn, wenn man seine Zukünftige des Morgens zum erstenmal sieht und kennen lernt und sich des Abends mit ihr verlobt, und wenn dann daraus eine glückliche Ehe wird, die in Freud und Leid und oft schwerem Leid schon über dreißig Jahre hält, dann ist das doch etwas Besonderes — oder findest Du das nicht, lieber Leser? Meine Frau behauptet zwar, daß der Grund an der so schnellen Verlobung daran gelegen hätte, daß die Verwandten, zu denen ich gefahren war, um von ihnen für länger Abschied zu nehmen, Cognac an die Bowle getan hätten, ohne daß wir es wußten. Aber ich muß doch bitten und sage: Ob mit oder ohne Cognac, ohne Zweifel war es auf beiden Seiten Liebe auf den ersten Blick... und natürlich war es Mai. Immerhin wollte ich in vierzehn Tagen für wer weiß wie lange Zeit nach Afrika fahren, und Afrika war damals doch noch eine abenteuerlichere, lockendere Welt als heute.

Ausgesprochen peinlich allerdings war für mich der folgende Morgen, als die Verwandten einschließlich meiner Braut mich zum Bahnhof brachten und ich selbstverständlich zum Schluß, als der Zug einlief, auch meiner heimlichen Braut einen Abschiedskuß gab. Da konnte meine liebe Base sich nicht verneinen, zu ihr, sich für mich entschuldigend, zu sagen: „Ach, Fräulein Lore, das dürfen Sie nicht tragisch nehmen! Mein Vetter küßt ja so gern die jungen Mädchen!“

Das war vor 14 Tagen gewesen. Nun war ich in Hamburg. Der Abreisetermin war gekommen, Paß und Fahrkarte besorgt, Kisten und Koffer bereits im Laderaum der „Tanganyika“ verschwunden. Da kam ein Telegramm von meiner Verlobten, daß sie noch einen Tag nach Hamburg kommen könnte. Morgens um 8 Uhr kam sie an. Wir waren noch einen glücklichen Tag zusammen, der viel zu schnell zu Ende ging, da sie bereits um 21 Uhr zurück nach Göttingen fahren mußte. Mein Schiff sollte erst am nächsten Vormittag um 11 Uhr Hamburg verlassen. So überlegte ich im letzten Augenblick, daß ja eigentlich noch Zeit sei, bis Hannover mitzufahren und von dort eine Stunde später wieder zurück nach Hamburg zu kommen. Es galt ja nun wirklich, für wer weiß wie viele Jahre Abschied zu nehmen. Und wir hatten uns ja insoweit kaum dreißig Stunden einschließlich Kennenlernen und Verloben gesehen. Gesagt, getan! Auch diese Fahrt nahm ein Ende. Es war Mitternacht. Ich winkte dem Zug in Hannover nach, solange er noch sichtbar war. Dann hieß es für mich: Schnell zurück nach Hamburg!

Es dauerte gar nicht lange, ich blieb auf dem Bahnsteig, da erschien an dem dafür vorgesehenen Platz die Abfahrtstafel: D-Zug Richtung Hamburg Abfahrt ein Uhr soundsoviel. Ein leerer D-Zug lief ein. Der sehr lange Tag, die vielen Abschiedsfeiern der letzten Tage, die Aufregungen, die mit einer bevorstehenden ersten Afrikareise verbunden sind, hatten mich müde gemacht.

Ohne also lange an die Tafeln am Zuge zu schauen, stieg ich ein, beschlagnahmte eine Bank für mich, band den Schlips ab, zog die neuen drückenden Schuhe aus und legte mich lang. Nach wenigen Minuten schon fuhr der Zug ab. Nanu, es kann doch noch nicht fahrplanmäßige Zeit sein? — Nein, ich konnte mich beruhigen, schon fuhr der Zug wieder zurück in einen anderen Bahnsteig... das merkte ich allerdings erst später... etwas zu spät! Ich schaue auf die Uhr, gleich müssen wir fahren, mittlerweile waren auch einige wenige Fahrgäste eingestiegen. Ich richte mich auf und sehe drüben auf dem Parallelgleis einen D-Zug abfahren... ich erkenne ein Schild am Zuge: HAMBURG-ALTONA und hinten noch einmal: HAMBURG-ALTONA. Und als er raus ist, merke ich, das war der Bahnsteig, auf dem wir vorher hielten!... Auch wir fahren an. Da erst „schalte“ ich, reiße das Fenster auf: „Hallo, Schaffner, wohin geht der Zug?“ „Nach Bremen!“ Schreck laß nach! Ich Schlips und Schuhe gegriffen, raus in den Gang, an die Tür, Tür auf und in mehr oder weniger elegantem Sprung landete ich in Strümpfen auf dem Bahnsteig. Man war ja immerhin neun Jahre lang von der Sexta bis zur Oberprima täglich mit der Straßenbahn zur Schule gefahren und mußte dabei öfter auf- oder abspringen: Gekonnt ist gekonnt. Der Schaff-

ner schimpfte zwar, aber ich schalt zurück, weil die Richtungstafel zu früh auf dem Bahnsteig erschienen war.

Erst drei Stunden später fuhr der nächste Zug, drei langweilige, müde, ungemütliche Stunden, die kein Ende nehmen wollten! Aber auch sie vergingen mit Erinnerungen an vergangene und Erwartung kommender Ereignisse. Früh um 7.30 Uhr kam ich wohlbehalten wieder auf dem Hamburger Hauptbahnhof an. Der Portier meines Hamburger Hotels wunderte sich, woher ich so spät kam. Außer Schlafanzug und Waschzeug hatte ich ja nichts mehr im Hotel. Alles andere war bereits auf dem Schiff. Meine Hose war recht zerknittert, von einer Bügelfalte nichts mehr zu sehen. Ich klagte dem Portier mein Leid.

„Kleinigkeit! Nebenan wohnt ein Schneider, der sowas häufig für unsere Gäste in kürzester Zeit erledigt.“ Ich eilte also in mein Zimmer, ließ mir den Kaffee dorthin bringen, der Page holte meine Hose ab und versprach, sie sofort wieder zu bringen. Und da saß ich nun — ohne Hose — und wartete und wartete. Und saß auf Kohlen. Zu halbzehn Uhr hatte ich mich in einer Frühstücksstube mit Bekannten verabredet, die mich an Bord begleiten wollten. Um halbzehn Uhr wartete ich immer noch auf meine Hose und stellte mir vor, wie ich wie Spoerls „Gasmann“ durch das morgendliche Hamburg im Schlafanzug laufen würde. Alles Klingeln und Schimpfen half nicht. Endlich, endlich erschien die Hose... frisch gebügelt mit messerscharfer Falte. Ach, die Sonne schien wieder und ich atmete auf.

Auch meine Bekannten waren schon aufgeregt und glaubten mich versumpft in St. Pauli. Alles klappte nun wunderbar. Wir kamen zeitig genug an Bord. Der Steward konnte befriedigt die Ankunft des letzten Passagiers dem Zahlmeister melden. Der Kapitän brauchte sich auch nicht länger die Augen von seiner Kommandobrücke nach mir aus dem Kopf schauen und konnte Befehl zum Ankerlichten geben.

Die Schiffskapelle spielte das übliche „Muß i denn, muß i denn...“ Die Dampfpeife brüllte „Tuut“ und auf tuut gings los in Richtung Afrika.

## Kartengrüße

4 000 Unbekannte, die zwischen Werra und Oder leben, kaufen 4 000 Ansichtskarten ihrer Heimat und schicken die bunten Bilder an die Adresse eines kleinen Mädchens irgendwo in Süddeutschland. Die Mitteldeutschen hatten in der Sendung einer westdeutschen Rundfunkstation von dem kleinen Mädchen gehört.

Auf die Frage eines Reporters, welches Hobby der von ihm Interviewte habe, kam die Antwort: „Ich helfe meiner zehnjährigen Tochter beim Einsortieren ihrer Postkarten, und die Orte, die diese Ansichten zeigen, auf der Landkarte zu suchen.“ Der Reporter hatte dann zum Abschluß gemeint, vielleicht könnte der eine oder andere Hörer dem kleinen Mädchen mit einer Ansichtspostkarte eine Freude machen. Der Rundfunkmann konnte natürlich nicht ahnen, daß er mit diesem Satz eine Hochflut von Postkarten auslösen würde. Mindestens 13 000 Ansichtskarten aus ganz Deutschland gingen bei dem sammelnden Mädchen ein, aber von diesen 13 000 trugen 4 000 einen mitteldeutschen Stempel.

Aus welchen Gründen auch immer die Absender dieser 4 000 Karten aus dem Deutschland zwischen Werra und Oder dem ihnen unbekanntem Kind bunte Grüße geschickt haben — zweierlei darf man getrost annehmen: Die Deutschen, die auf der anderen Seite der Demarkationslinie leben, suchen nach jeder Möglichkeit, um mit den Deutschen auf dieser Seite der „Staatsgrenze West“ Kontakt aufzunehmen. Andererseits zeigen die viertausend Postkarten aber auch, wie aufmerksam die Sendungen der westdeutschen Rundfunkstationen in Mitteldeutschland verfolgt werden.

(den „Northeimer Neuesten Nachrichten“ entnommen)

## Bestandene Prüfung

Ihre Prüfung als Fremdsprachenkorrespondentin (Englisch und Französisch) bestand in Bochum Frl. Dörte Masslowski, 29 Oldenburger, Alexanderstraße 84. Sie ist die Enkelin des Lehrers a. D. Paul Hardtke und seiner Ehefrau Margot geb. Taecker, früher Stegers, Keis Schlochau.

## Zum Schulanfang

„Gehst du denn schon in die Schule?“, fragt die Tante den kleinen Max. „Na klar“, erwidert Maxi stolz.

„So, so“, fragt die freundliche Tante weiter, „und was machst du denn in der Schule?“

Da sagt der kleine Max: „Ick warte, bis sie aus is.“



## Bilder aus heimischer Vorzeit Von L. Gerschke

**3. Fortsetzung. Siehe auch die Märzangabe 1969 des Kreisblattes, Seite 3058 und die Ausgabe vom Juni 1969, Seite 3117 sowie die Märzangabe vom Juni 1970, Seite 3259**

### Der Einbaum am Schlochauer See

Monde waren vergangen. Der harte Winter mit Eis und Schnee und Todesschweigen ging seinem Ende zu, der laue Tauwind brauste durch das Land und schüttelte wild die Bäume des Urwalds. Eis und Schnee leckte er hinweg, und glucksend und plätschernd eilten an den Abhängen kleine Rinnsale dem See zu, von dem schon die letzten Eisschollen verschwunden waren.

Nun hielt es auch die Männer nicht länger daheim; sie konnten wieder auf Fischfang gehen. Die Angelgeräte waren mit den neuen Haken aus Knochen versehen, die Netze in Ordnung gebracht. — Mit dem frisch geschärften Fischepeer aus Hirschhorn, an dem an beiden Seiten spitze Widerhaken waren, ging Rothari eines Morgens ans Ufer, um von der ins Wasser gestürzten Tanne aus auf den laichenden Hecht zu lauern. „Das Wasser ist noch sehr kalt!“ rief Turolld herüber, der unweit von ihm stand, „und der große Wels oder der Hecht kommen nur selten ans Ufer.“ — Stunden vergingen, der Fang war jedoch wenig lohnend gewesen.

Mit mehreren Männern zog Turolld am nächsten Tag tiefer in den Wald. Eine starke, schiere Eiche suchte er aus, die sie unter vieler Mühe mit ihren Steinbeilen fällten. Mit Stangen rollten sie den Stamm ans Ufer, wo Turolld und Wulfo daran gingen, ihn oben flach und glatt zu behauen. Dann begannen sie ihn auszuhöhlen, aber das war mit den Steinwerkzeugen sehr mühselig und langwierig. Da nahmen sie das Feuer zu Hilfe. Nahe dem Ufer entfachten sie aus trockenem Sammelholz einen Brand, und die größeren Jungen wurden nicht müde, immer neues Reisig heranzuholen, damit das Feuer nicht verlösche. Dahinein legten sie Sammelsteine. Sobald diese glühend waren, brachte man sie auf den Stamm. Tagelang stieg beißender Qualm auf, und allmählich brannte die Mulde so tief, daß man darin sitzen konnte. Aber wer zählte noch die Schläge, die mit Steinbeil und Schabern nötig waren, bis man den Stamm als ein Boot erkennen konnte. In der Mitte hatte man einen Quersteg stehen lassen, damit die Seitenwände mehr Halt hatten.

Der Wind kräuselte leicht die Oberfläche des Sees, als der Einbaum eines Tages von starken Schültern ins Wasser geschoben wurde. Über Turollds Gesicht lief ein zufriedenes Lächeln, als er ihn so ruhig schaukeln sah. Er watete durch das flache Wasser und stieg in den Baumkahn. Dann ergriff er die lange Stange, die Wulfo ihm zureichte und stieß sich mit ihr vom Grunde ab. Turolld machte seine erste Probefahrt. „Nimm mich mit!“ — rief der kleine Ingo ihm nach. „Ein andermal“, gab Turolld zurück. — Am Ufer hatten sich Männer, Frauen und Kinder der Siedlung eingefunden. Sie freuten sich, als sie ihn so ruhig dahingleiten sahen. Turolld lenkte sein Boot weiter am Seeufer entlang. Unter einem überhängenden Baum sah er einen meterlangen Hecht im Wasser stehen. Leise, ganz leise zog er seinen Fischepeer mit den Widerhaken heran. Ein sicherer Stoß, . . . und das mächtige, wildzappelnde Tier mußte ins Boot.

Täglich sah man jetzt Turolld auf dem Wasser. Bald kannte er alle Buchten des weitverzweigten Schlochauer Sees (der damals noch nicht gesenkt war, und der u. a. auch die Lanke, das große Moor sowie den Richnauer See mit dem „Hexensee“ bei der Abdeckerei umfaßte). Und jedesmal brachte er reiche Beute an schmackhaften Fischen mit heim. — Als er eines Abends mit seinem Einbaum hinter einer kleinen Schilfinsel hervorkam, winkte er den am Ufer Stehenden lebhaft zu. Bald sahen sie, daß er einen großen Biber, den er mit dem Speer erlegt hatte, hinter sich herschleppte.

Nach einiger Zeit schaukelten neben Turollds Boot noch ein paar weitere Einbäume, die die Männer unter seiner Anleitung gebaut hatten. Alle waren sorgsam mit Lederriemen an Pfählen befestigt. Wulfo hatte seinen Kahn eines Tages — der Einfachheit halber — auf den Strand gezogen. Aber das war ein großer Fehler: die Sonne dörnte das Holz aus, das Boot wurde spak, riß der Länge nach auf und war fortan nicht mehr zu gebrauchen.

(Mit Erlaubnis des Verfassers entnommen dem Heimatjahrbuch des Kreises Schlochau von 1931.) (Wird fortgesetzt)

### Flatower Gerichtsakten

In der Ausgabe vom Juni 1970 (Seite 3258) fragte ein Leser des Kreisblattes nach dem Verbleib der Akten und Unterlagen des Amtsgerichts Flatow.

Hierzu teilt unser Landsmann Hans Nirwing mit: „Um Geburtsurkunden für meine Brüder zu beschaffen sowie in einer Grundstücksangelegenheit, hatte ich in den Jahren 1949 und 1951 im Amtsgericht in Flatow zu tun. Wie ich selbst feststellen konnte, sind die deutschen Akten und alle Grundbücher dort deponiert und werden von einem Landsmann verwaltet.“

## Heimatbuch FÜR DEN KREIS FLATOW

— Bitte an alle Flatower Leser —

Die Herausgeber des Flatower Heimatbuches bitten die Flatower Leser, zur Vervollständigung des Buches darum, die Namen der zuletzt in ihrer Heimatgemeinde tätigen

- a) Bürgermeister
- b) Pfarrer
- c) Lehrer

anzugeben. Soweit diese selbst Leser des Heimatblattes sind, ist eine persönliche Antwort besonders erwünscht.

Weiter ist vorgesehen, von den Gemeinden des Kreises Flatow eine Kurzbeschreibung zu bringen. Die Einwohner der Gemeinden, von denen solche Beschreibungen im Kreisblatt noch nicht erschienen sind, werden gebeten, eine solche Kurzbeschreibung zu geben, die enthalten möchte:

Lage, Einwohnerzahl,  
wesentliche öffentliche Einrichtungen,  
Vorgeschichte, soweit bekannt.

Den Einsendern im voraus herzlichen Dank.

Einsendungen erbeten an:

Dr. Friedrich Ackmann  
3170 Gifhorn  
Anglerweg 2

Am Rande vermerkt:

### Altweibersommer

Eine doppelte Bedeutung hat dieses Wort, denn einmal meint man damit die stille, meist beständige Witterung dieser Spätsommertage mit ihrer ruhigen Abgeklärtheit, andererseits aber die zarten Fäden, denen wir in diesen Wochen überall auf unseren Spaziergängen begegnen. Sage und Legende haben sich ebenso wie vielfältige wissenschaftliche Untersuchungen mit dieser Erscheinung beschäftigt; man hielt die silbrigen Fäden einst für Gespinste der Schicksalsgöttinnen, man nannte sie Marienfäden in der Annahme, es handele sich um Reste des Grabgewandes der Gottesmutter.

Erst zu Ende des 17. Jahrhunderts fand ein berühmter englischer Spinnenforscher, Blackwell mit Namen, die richtige Erklärung dafür: er fand heraus, daß kleine, noch nicht ganz ausgewachsene Spinnen diese zarten Gewebe zustandebringen. Sie klettern dabei auf Steine, spritzen ein Tröpfchen in die Luft, das sofort erhärtet und zu einem langen Faden wird. Die aufsteigende Strömung erfaßt diesen Faden, und wie an einem kleinen Luftschild lassen sich die Spinnen daran davontragen, bis sie irgendwo an einem Baum oder Strauch hängenbleiben, in dessen Rinde sie ihr Winterquartier finden können.

Wem diese Erklärung zu prosaisch ist, der sollte das Gedicht von Eichendorff lesen, der den Zauber der Altweibersommerfäden so deutete:

Durch die Felder sieht man fahren  
eine wunderschöne Frau,  
und von ihren langen Haaren  
gold'ne Fäden auf der Au  
spinnet sie und singt im Gehen . . .



# Linde als Wirtschaftszentrum im Nordosten des Flatower Grenzkreises

nach Aufzeichnungen des Kreissparkassendirektors i. R. Johannes Seele und des Bürgermeisters a. D. Johannes Bullert, Linde  
von Albert H. Müller

## Die Schulverhältnisse in Linde

Von besonderer Bedeutung für Linde waren die Schulverhältnisse; denn Linde war ein Dorf an der Grenze inmitten einer Landschaft, die mit Polen durchsetzt war. Ja, der Kreis Flatow war der Kreis Flatow war der Kreis mit den meisten polnischen Minderheitsschulen. In Buschdorf wirkte auch der Pfarrer Dr. Domanski als Führer der Polen in Deutschland. Dank der Initiative des Gemeinderates, an dessen Spitze Bürgermeister Johannes Bullert stand, wurde hier eine großzügige deutsche Schule mit sechs Klassenräumen erbaut. Die Schule hatte ferner einen Musiksaal, ein Lehrerzimmer, einen Raum für die Bücherei, der zugleich Schulleiterzimmer war und außerdem als Kartenraum diente. Zwei Räume wurden auch von der landwirtschaftlichen Berufsschule genutzt, an der eine Gewerbelehrerin angestellt war.

Der große Schulhof wurde von der Turnhalle begrenzt, die auch eine Jugendherberge und eine Hausmeisterwohnung enthielt. An den Schulhof grenzte der Wirtschaftshof der Lehrerwohnungen; es waren vier geräumige Wohnungen mit je vier Zimmern, Badezimmer und Oberwohnung. Etagenheizung und Wasserleitung waren selbstverständliche Einrichtungen.

Besonderen Anteil an dem Schulneubau hatte neben dem Linde Gemeinderat auch der damalige Schulleiter, Hauptlehrer Max Schmidt. Nachdem er viele Jahre als Lehrer tätig war, wurde er 1919 auf Grund seiner Verdienste zum Hauptlehrer ernannt. Mehr als drei Generationen hat er zu tüchtigen Menschen erzogen, in einer Landschaft, in der die Polen um die Macht kämpften. Max Schmidt war nebenher viele Jahre als Organist an der evangelischen Kirche tätig. Die erste Schule in Linde wurde im Jahre 1773 gegründet.

Zu den Institutionen, welche auch für die Erziehung eingesetzt wurden, gehörte der Kindergarten. Auf Seite 2361 unseres Heimatblattes hat „Tante“ Hilde Mann, geb. Krumrey, den Werdegang des Kindergartens geschildert, dessen erste Anfänge 1930 mit einem Klassenraum in der Volksschule begannen. Der Vaterländische Frauenverein vom Roten Kreuz erreichte es unter Leitung von Frau Margarete Schliemann, daß im Jahre 1935 ein Neubau errichtet wurde. Vom Jahre 1939 ab waren im Kindergarten Linde die Kindergärtnerin Lore Ziemer und die Gemeindegewandete Meta Gärtner tätig.

## Gerichtstag in Linde

Das Justizministerium genehmigte im Jahre 1891 für Linde jährlich elf Gerichtstage. Zum Gerichtsbezirk gehörten ferner die Orte Blugowo (später Wehlehof), Neubattrow Boeck, Conradsfelde, Grünhirsch, Dobrin, Neu-Dobrin, Posenberg, Wedelsdorf, Grunau Neu-Grunau, Hüttenbusch, Gr. Butzig, Kl. Butzig, Ziskau, Scholastikowo, Hütte, Ossowo (Aspenau), Pottlitz, Lanke, Kappe und weitere fünf Ortschaften, welche im Jahre 1919 durch den Versailler Vertrag Polen zugeteilt wurden (Jasdrawo, Wittkau, Wittkauer Mühle, Illowo und Radonsk).

Es kamen an den Gerichtstagen in Linde zur Erledigung:

1. Grundbuch-, Vormundschafts-, Nachlaß-, Aufgebotsachen usw. sowie Akte der Freiwilligen Gerichtsbarkeit.
2. Bürgerliche Rechtsstreitigkeiten soweit beide Parteien im Gerichtsbezirk ihren Wohnsitz hatten und seine davon durch einen Prozeßbevollmächtigten vertreten war.
3. Vernehmungen von Beschuldigten, Zeugen und Sachverständigen in Strafsachen.

(Fortsetzung folgt)

## Zwei prominente Landwirte des Kreises Schlochau gestorben

Ende vergangenen Jahres, am 27. Dezember, verschied Herr Alois Brieskorn-Lichtenhagen im Alter von 79 Jahren auf seinem Gut Gleismuthhausen über Coburg im Kreise Staffelstein. Herr Brieskorn, ein ehemaliger Ostpreuße, hatte bald, nachdem er den Hof Redell in Lichtenhagen übernommen hatte, infolge seines Fleißes, seiner großen Fachkenntnisse und seiner guten Wirtschaftsweise die allgemeine Anerkennung gefunden. Er wurde zum Kreisvorsitzenden des christlichen Bauernvereins gewählt und wurde gleichzeitig Vorstandsmitglied des grenzmärkischen Bauernvereins in Schneidemühl. Als die landwirtschaftliche Umschuldung anfangs der dreißiger Jahre begann, setzte die Landstelle Berlin ihn zum Treuhänder über mehrere Großbetriebe ein. Diese Treuhänderschaft hat Herr Brieskorn mit bestem Erfolg ohne irgendwelche Beanstandungen bis zum Jahre 1945 durchgeführt. Durch das Vertrauen, das seine Berufsgenossen ihm entgegenbrachten, nahm er auch eine führende Stellung im landwirtschaftlichen Genossenschaftswesen ein. Zu Anfang des letzten Krieges erwarb er noch das Gut Hasseln, das, was Acker, Gebäude und Vieh betraf, in trostlosem Zustand sich befand. In wenigen Jahren hat Herr Brieskorn es so in Ordnung gebracht, daß man es gern besichtigte. Ein nobler, stets verbindlicher und bescheidener Mann hat uns für immer verlassen. Er wird allen, die ihn kannten, unvergessen bleiben.

Das Gut Gleismuthhausen in Größe von 250 Morgen führt sein Sohn Klaus, ein versierter und bienenfleißiger Landwirt, mit Unterstützung seiner Schwester erfolgreich weiter. Im vergangenen Jahr hat er noch einen Hof von ca. 75 Morgen hinzuerworben.

Herr Willi Buchholz starb am 30. 4. ds. Jahres im Alter von 78 Jahren. Zuletzt wohnte er bei seinem Schwiegersohn auf Gut Hugenhaus bei Mettmann zwischen Düsseldorf und Wuppertal. Nach der Flucht hatte er ein Jahrzehnt lang den Hof Paeßmühle unmittelbar an der holländischen Grenze mit Erfolg bewirtschaftet. Der Vorsitzende der kirchlichen Stiftung, ein höherer Geistlicher — Paeßmühle gehörte dieser Stiftung — sagte schon nach dem ersten Jahresabschluß auf der Sitzung der Vorstandsmitglieder wörtlich: „Endlich haben wir mal einen richtigen Landwirt, der sein Handwerk versteht.“

Dann erwarb er im nahen Städtchen Straelen ein Haus, wo er nur wenige Jahre blieb. Er zog bald aufs Land zu seinem Schwiegersohn.

Herr Buchholz, der aus Falkenwalde stammte, verwaltete nach dem ersten Krieg in den zwanziger Jahren die Begüterung Bärenwalde, die dem seiner Zeit sehr bekannten Reichsbankdirektor von Koch gehörte. Nach der Aufteilung des Gutes durch die Erbengemeinschaft zog Herr Buchholz es vor, den Hof seiner Frau zu bewirtschaften, obwohl ihm ein größerer Hof von der Herrschaft Bärenwalde angeboten worden war. Der Betrieb in Damnitz wurde musterhaft von ihm geführt. Mehrfach haben Ortsbauernführer und Hofberater den Hof besichtigt. Ein sehr großer im besten Zustand befindlicher Viehbestand und sehr gute Ernten zeugten vom fachlichen Können und Fleiß des Besitzers, der auch für eine rheinische Firma in Geldern eine größere Fläche Frühkartoffeln zur Saat anbaute.

Im Genossenschaftswesen stand Herr Buchholz an führender Stelle. Als erster Vorsitzender der genossenschaftlichen „Grenzmarkbank“ führte er die Geschäfte, als der Leiter zum Wehrdienst eingezogen war. Als Bezirksbauernführer des Bezirks Schlochau hat er sich allgemeine Achtung erworben, weil er mit Leib und Seele seinem Fach verbunden war und hohe menschliche Eigenschaften ihn auszeichneten. Er war ein Mann, der stets einen Weg des Ausgleichs suchte und auch fand.

Mit den Herren Buchholz und Brieskorn verlieren wir zwei besonders profilierte Landwirte, von denen man immer sprechen wird, wenn von der Landwirtschaft des Kreises Schlochau in den letzten Jahrzehnten vor der Aufgabe dieses Gebietes die Rede ist.

G. S.

Die vorliegende Ausgabe ist noch für den Monat Juli 1970 bestimmt. Anfang Oktober 1970 erscheint das verstärkte Doppelheft August/September. Weiter erscheinen in diesem Jahre noch die drei Ausgaben Oktober, November und Dezember.

## Ein unvergeßlicher Jahrmarktstag in Schlochau

Von Th. Rutzki

Es kann im Jahre 1924 oder auch 1925 gewesen sein als ich mich von Dt. Briesen, wo ich nach meiner Verheiratung meinen Wohnsitz hatte, zu einem Jahrmarktstage nach Schlochau begab, um einige Besorgungen zu erledigen. Besser gesagt: mein Besuch in der Kreisstadt sollte lediglich dazu dienen, Materialien für Verschönerung unserer Wohnung einzukaufen.

Es war zur Zeit der Arbeitslosigkeit wo die Unterstützung minimal war, so daß mit dem Pfennig gerechnet werden mußte. Vor dem Einkauf sah ich mir zunächst einmal den Jahrmarktsrummel an, um meiner Frau über dessen Verlauf etwas berichten zu können. Zuerst also nahm ich die Budenreihe ins Auge, die von Uhrmachermeister Hofer bis zu Geschwister von Domarus reichte. Hier verhielt ich eine Weile bei den Schuhständen von Gustav Teschke und Wordel, die ihre schwarzen „Rappen“ zum Verkauf anboten. Weiter ging ich dann durch die Standreihe bis zu Kaufmann Freundlich, wo es Süßigkeiten und Kinderspielzeug zu kaufen gab. Mein Weg führte mich dann an den Ständen bis zur Kirchenstraße entlang. In Höhe des Fleischerladens von Otto Nast verweilte ich etwas länger, denn hier hatte der Ausschreier, der als der „billige Mann“ oder auch als „Schmeiß weg“ bezeichnet wurde, seinen Stand aufgebaut. Es war interessant, zuzusehen, wie er seine Ware — hauptsächlich Spitzen — an die weiblichen Marktbesucher brachte. In der Kirchenstraße angelangt, warf ich einen Blick durch die offenstehende Tür der Bäckerei Sawatzki, wo die Landfrauen bei dampfendem Kaffee den „Berlinern“ und „Amerikanern“ zu Leibe gingen.

Wenn ich auch bis dahin noch keinen Pfennig ausgegeben hatte, so sollte das Schicksal jetzt doch eine andere Wendung nehmen: Als ich nämlich nun in Richtung auf das Eckhaus Soldin weiterging, bemerkte ich gegenüber vom Fleischerladen Balkau eine Würfelbude, die von zwei Herren bedient wurde. Beide trugen als Kopfbedeckung einen steifen Hut, den man zu damaliger Zeit „als Melone“ oder „Bibi“ bezeichnete. Diese Kopfbedeckung ist mir ganz besonders im Gedächtnis haften geblieben. Und weil ich bereits in früheren Jahren an solchen Buden meine paar „Kröten“ losgeworden war, scheute ich nunmehr diese Buden wie der Teufel das Weihwasser. Allen Versuchen und dem Zuwinken der Budenbesitzer gegenüber blieb ich standhaft und setzte meinen Weg fort. Plötzlich legte sich von hinten eine Hand auf meine Schulter und einer der beiden Glücksbringer fragte mich, ob ich einen Bauern mit dem Namen Fedtke aus Abbau Richnau kenne. Als ich dieses bejahte, meinte er: „Denken Sie bloß, dieser Mann hat vor einigen Minuten beim Würfeln vierzig Mark gewonnen!“ Na, nun fing die Sache an, für mich interessant zu werden da der Köder seine Wirkung nicht verfehlt hatte. — Ich könne ja mal probeweise versuchen ohne etwas einzusetzen, meinte er weiter. — Das große Glück nahm seinen Anfang und die drei Würfel fielen... Da ich dem feinen Herrn mein gesamtes Vertrauen geschenkt hatte, überließ ich ihm auch das Zusammenzählen. Der erste Wurf war eine Niete, doch bereits der zweite hätte nach seinen Angaben einen Gewinn von 35 Mark gebracht. Jetzt fing der Zehnmarkschein, den ich mir zu Hause eingesteckt hatte, in den Fingern zu kribbeln an, und ich entschloß mich, ihn trotz aller Bedenken nach und nach einzusetzen. Der Einsatz betrug eine Mark. Leider war mir aber das Glück wie in früheren Jahren nicht hold und in kaum einer Viertelstunde war ich meine Moneten los. Zum Glück hatte ich noch achtzig Pfennig bei mir, die für ein Lebkuchenherz für meine Frau und für Kreide zum Tünchen der Wände reichten. Die Kreide kaufte ich in der Drogerie von Eduard Artschwager ein.

Wenn ich mich über den Verlust meines Geldes auch fast krank ärgerte, so fand ich die Herzlosigkeit der beiden „biblierten“ Herren noch schlimmer. Als ich nämlich den Stand verließ, baten sie mich, sie doch weiterzuempfehlen. Ich war jedenfalls kuriert und beherzige bis auf den heutigen Tag das Sprichwort:

„Bleibe im Lande und nähre dich redlich!“

## Verklärter Herbst

Gewaltig endet so das Jahr  
mit goldnem Wein und Frucht der Gärten.  
Rund schweigen Wälder wunderbar  
und sind des Einsamen Gefährten.  
Da sagt der Landmann: Es ist gut.  
Ihr Abendglocken lang und leise  
gebt noch zum Ende frohen Mut.  
Ein Vogelzug grüßt auf der Reise.  
Es ist der Liebe milde Zeit.  
Im Kahn den blauen Fluß hinunter  
wie schön sich Bild an Bildchen reih —  
Das geht in Ruh und Schweigen unter.

## In der Ukraine

von Bruno Liebsch, Bückeburg

Zwischen Ternoweia im Donezbecken — und Charkow wurden wir Anfang 1944 — von Groß-Born kommend — der Einheit der Versprengten zugeteilt. Ich habe den Einheitsführer nie gesehen. Im Moment war es Niemandland. Tote Landser im Maisfeld, tote Russen auf Schnee und Eis — tote Pferde säumten Straßen und Wege. Dazu die trostlose Kälte! — Ein Flugzeug brachte Munition und Arzneimittel für den in der Nähe liegenden Verbandsplatz, zu dem die mit Frostschäden und anderen Krankheiten humpelten. Einige müßig herumstehende Ukrainer schauten zu — sehr zum Leidwesen der Landser; denn nichts geht mehr auf die Nerven, als wenn jemand zuschaut, wie andere arbeiten.

Tag und Nacht ballerte die Artillerie — aus ihrem Versteck. — Alle halbe Stunde kam die wegen ihres Motorengeräusches bekannte alte „Kaffeemühle“ und lud ihren „Segen“ auf die letzten Unterkünfte ab, die uns noch verblieben. Natürlich aus Wut über unsere Artillerie! — Essen war schlecht. An Schlaf fast gar nicht zu denken! — Täglich wurde es schlechter. — Täglich von einer unsauberen Gulaschkanone Hirsebrei zu holen, ja, das stumpfte die Geschmacksnerven ab. Des ewigen Wacheschiebens müde geworden — in Schneeschancen — sehnte man sich endlich mal nach ergiebigem Schlaf. Erst recht, als unser Kachelofen plötzlich zu tanzen anfang, nachdem eine Bombe in der Nähe herunterkam... Das zerrte an den Nerven! Nun mußten die Fenster mit Papier notdürftig verstopft werden. Die Landser hatten Spaß, auf die Kaffeemühle aus allen Rohren loszuballern. Ohne jeden Erfolg.

Nun war es doch zum Stellungskrieg gekommen. Nachts rückten wir ab, dem metallisch klingenden, jungen fanatischen Menschen sich entringenden „Hurrah“ entgegen! Im Gegenangriff — und Stille. Stalinorgeln... Manchmal glaubte man vor Ermüdung eine Stütze vor sich zu haben. Aber es war ein leerer Wahn, man griff ins Leere und fuhr dann in sich zusammen. Für eine Minute sich nur hinsetzen zu dürfen, ach wäre das schön! — Jedoch ist manch einer nicht mehr aufgestanden. Das Schicksal hatte ihn erwischt: erfroren!

Allmählich wurde ich lazarrettfähig. Ursache: Fieber mit Pusteln auf der Haut. Der Arzt: „Ab, schleppen Sie uns nicht noch die Seuche hier herein!“ — Mit einem Zettel auf der Brust stellte ich mich an einem frühdunkelnden Abend in weißer unendlicher Ebene an einer Weggabel auf, damit mich ein Lastauto mitnähme. So kam ich nach Charkow. Später nach Kiew. In Fieberträumen sah man sich ewig im Aufbruch und bat die Kameraden, einen mitzunehmen — und nicht zu vergessen! — Lähmendes Entsetzen fuhr durch meinen Körper, als ich merkte, daß ich immer noch im Bett lag — wohlbehütet in einem Lazarett... während sich hinter einer Glastür ein ewiges Hin und Her von Kommenden und Entlassenen abspielte!

Bei einem kleinen Ausgang hatte ich noch ein kleines Erlebnis, das ich kurz erwähnen möchte. — Unter reger Beteiligung bewegte sich ein Leichenzug an mir vorüber. Voran schritt der Pfarrer — im rosaroten Vespermantel. Von Zeit zu Zeit stand er, einige Psalmen singend, inmitten des Gefolges, das dann sofort vierstimmig einfiel. Unbekümmert aller Gefahren setzte der Zug seinen Weg fort. Erhabene Totenstille weit umher...

## Der Jahresablauf in heimatlichen Bauernregeln

von Wolfgang Bahr

Im Juli, wenn sich jung und alt schönes Wetter wünscht, weil dann die Ferien- und Urlaubszeit ist, bleibt der Bauer in seinen Regeln ebenso unbestechlich wie in den anderen Monaten des Jahres. Er beobachtet genau alle Anzeichen der Natur. Mit einiger Spannung erwartet er den 10. Juli. „Wie das Wetter am Siebenbrüderstag, so wird es fünfzig Tage lang“, und „Regen am Margaretentag (13. Juli) verursacht vierwöchiges Regenwetter“. Die letzte Wetterregel halte ich zwar für etwas grausam, denn solch eine Prognose muß ja die stärksten Urlaubsnerven zum Zerreißen bringen. Und auch die anschließende Schlußfolgerung erscheint mir zunächst recht gewagt: „Ein trockener Jakobitag (25. Juli) verheißt einen strengen Winter“. Vielleicht stützt sich der Landmann auf eine Beobachtung in der Natur, die da sagt: „Wenn die Ameisen im Juli ihre Haufen höher machen, so folgt ein strenger Winter“. Durchaus zutreffend aber erscheint mir die Erkenntnis: „Was Juli und August nicht kochen, kann kein Nachfolger braten.“ Damit wäre unser allgemeiner Wunsch nach Sonne in den Ferien unserem Bruder vom Lande auch recht angenehm.

Der vorliegenden Zeitung ist eine Zahlkarte für die Monate Juli bis Dezember 1970 beigefügt. Landsleute, die eine andere Zahlungsweise gewählt haben, finden auf der Zahlkarte einen entsprechenden Aufdruck.

## Am Grenzmarksee

Die roten Kiefern wollen versinken  
in stummes Nachtgebet.  
Von der Sterne beginnendem Blinken  
ein Hauch verklungener Glocken weht.  
Unmerklich nur  
zerfällt im Sand eine Wagenspur —

Menschen und Tage zérfallen,  
von trostloser Leere geschlagen,  
haben zuviel an Leid und Glück getragen —  
nun müssen schleppende Schritte verhallen!

Kein Tag ersteht,  
der nicht wieder von dir geht,  
keinen kannst du fassen,  
wird nur Grüßen und Verlassen —

Einsam verrinnt das Leben im Sand,  
ging auch dein Weg durch blühendes Land.  
Was bleibt von allen Träumen nur?  
Verwehte Spur  
im losen Sand! —

Walter Rodat

(entnommen den „Ostdeutschen Monatsheften“,  
Ausgabe Februar 1928)



Flatow. Am Stadtsee

### An unsere Leser!

Für die nächste Ausgabe des Kreisblattes (Augustheft) werden alle zur Veröffentlichung bestimmten Texte recht bald, spätestens jedoch bis zum 6. Oktober 1970 erbeten. Anschrift: Kreisblatt in 53 Bonn 5, Postfach 5045.

## Neubraa

Fortsetzung von Seite 3232 (Nr. 3/4, 1970)

Heute haben die Seen der Heimat andere Benennungen, aber dennoch leben die alten Namen in einem andern Erdteil fort. Als ich 1968 meinen Bruder Erich in den USA besuchte, fand ich folgende Gewässer vor: Mühlen-, Ober-, Kuhnken-, Plötzen- und Lepzin-Pond (= Teich). Mein Bruder hat in einem andern Landschaftsbild auf seiner Farm bisher sechs künstliche Stauseen angelegt, die eine Größe von 1/2 bis 3 Morgen haben. Sie erinnern ihn täglich an die Heimat. Die Teiche sind sehr fischreich, und ich angelte wie in alten Neubraaer Zeiten.

In den letzten Kriegstagen 1945 sprengten deutsche Soldaten die hohe Eisenbahnbrücke, die über die Brahe führte. Durch die Schuttmassen staute sich das Wasser, und Neubraa bekam einige Jahre wieder seinen Mühlenteich.

Als der Kanonendonner 1945 in unser Heimatdorf drang, begaben sich ein paar Familien auf die Flucht. Manche kamen in überfüllten Flüchtlingszügen über Stettin fort, andere kehrten wieder um, da hoher Schnee und grimmige Kälte ein Entrinnen unmöglich machten. Am 25. 2. 1945 fielen am Backofen zwei Bomben und bei Maasers auf dem Berge schlugen Bordwaffengeschosse ein. Nun setzte eine neue Fluchtbewegung ein. Es fuhr sogar noch ein Zug, der die Eisenbahnerfamilien abholte, aber bereits in Reinfeld von den Russen überrollt wurde. Trotzdem gelang es den Insassen unter vielen Ängsten und Mühen, nach Gotenhafen zu entkommen. Eine Gruppe war mit dem Trecker westwärts, andere hatten sich in der Umgegend versteckt. Zuletzt blieben in Neubraa nur noch Scheunemann, der alte Pioch, die alte Frau Meyer und Günters Schwester. Am 3. 3. 1945, um 3 Uhr, erschienen in der Heimat die ersten Russen, die den Wald aus Richtung Prechlauermühl-Fortbrück durchkämmten. Am Prechlauer Weg bei der Eisenbahnbrücke leistete eine kleine deutsche Wehrmachtsguppe Widerstand, so daß es zu kleinen Kampfhandlungen kam. Die Russen, die auf den Bahnhof zukamen, statteten dem Gasthaus einen Besuch ab, tranken den noch reichlich vorhandenen Brennspiritus aus und brachten den Gastwirt in arge Bedrängnis.

Im Saal lagerte noch die letzte Spinnstoffsammlung. Fleißig suchten die Eroberer darin herum und packten ein, was sie noch gebrauchen konnten. Am begehrtesten waren die SA-Hosen, und wer eine erwischt hatte, ging stolz darin umher. Der Kommandeur dieser Einheit betonte immer wieder, daß er erstaunt sei über die vorgefundenen Lebensmittelvorräte und über die Wohnkultur des kleinen Mannes.

Als die russischen Panzer im Dorf standen, schoß die deutsche Artillerie aus der Gegend von Uplika. Die Explosionen vernichteten eine große Fläche vom Wald hinter dem Gasthaus. Acht Russen waren die Opfer der Kriegshandlungen in Neubraa. Sie wurden auf dem Försterlande am Prechlauer Weg beigesetzt.

## Geschichte eines Dorfes im Kreise Schlochau (10) Von Alfred Schulz-Neubraa

Ein deutscher Zivilist lag tot an der Ecke alter Eisenbrücker Weg und Chaussee. Er fand dort seine Ruhestätte. Was in den großen Waldungen um Neubraa den Tod gefunden hat, wird ewig ein Geheimnis bleiben. Julius Pioch blieb nach den Kampfhandlungen verschollen. Die alte Frau Meyer wurde nach dem Kriege noch gesehen, ist aber seitdem vermißt. Ein trauriges Schicksal entdeckte unser Gastwirt im Mai 1945. Am Berge beim Krumensee lag eine junge Frau mit einem kleinen Kinde tot. Im Kinderwagen lagen noch Lebensmittel. Die Flüchtende war sicherlich erschöpft zusammengebrochen und erfroren.

Nach und nach kamen viele Familien wieder in unser Dorf zurück. Sie fanden nichts mehr vor. Alles war ausgeplündert oder vernichtet, kein Vieh mehr im Stall; nur Kartoffeln lagen noch in den Mieten. Ein Russenkommando, das über Sommer 1945 in Neubraa lag, wohnte im Gasthaus, ging mit Sch. auf Jagd und ernährte sich hauptsächlich von Wildfleisch. Am 6. 12. 1945 bekamen die Dorfbewohner den Befehl, innerhalb einer Stunde unsern Heimatort zu verlassen. So gingen einige nach Bölzig, andere nach Flemmingsort und suchten eine Unterkunft. Die Männer hatte man verhaftet und weggeführt. Zwei erzählten mir später, daß sie bitter dafür hatten büßen müssen, daß sie in der Heimat geblieben waren. Im Mai 1946 wagten sich einige Landsleute noch einmal nach Neubraa. Jetzt regierte dort der Pole mit grausamen Methoden und verbreitete im Dorfe Angst und Schrecken. Im August erfolgte die Vertreibung der letzten Bewohner. Familien wurden getrennt und Ungewißheit, Not und Elend breitete sich überall aus. Aus dem Kriege kehrten nicht mehr heim: Wolski sen., Spantikow jun., Albert Teschke, Johann Meyer, Johann Maaser, Willi Maaser, Wilhelm, Willi Pioch. Einige Landsleute starben in den Tagen der Vertreibung, andere hatten sich Leiden zugezogen, denen sie bald erlagen. Sie alle haben Neubraa geliebt!

Heute versuchen einige Volksgenossen, die von der Geschichte des deutschen Ostens nicht viel wissen, sich in Verzichtserklärungen gegenseitig zu überbieten. Nur das ist verloren, was man aufgibt. Wir bekennen uns zu unserer Heimerde und zu unserem Vaterland! Mögen die ferneren Kriegsbrände lodern, mag die Atombombe lehren, daß nichts besteht, daß alles Irdische verhallt. Wir bekennen uns zu einer Politik des Friedens und des Verzichts auf Gewalt!

In meinem Bericht habe ich versucht, einen Überblick über die heimatliche Landschaft und seine Bewohner zu geben. Ich erhebe keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Alles, was ich gesehen und erlebt habe, konnte ich nicht berichten. Die Spalten wären zu lang geworden.

**Benutzte Quellen:** Aufzeichnungen meines verstorbenen Vaters, Sipenbuch der Familie Nehring. Bücher der Verfasser: Goldbeck, Muetzell, Jacobsen, Baranowski, Blanke und Pierer.



## Prechlau:

### Wie mein Vater Oberförster wurde

Als Renter bin ich zum zweiten Mal bei meinem Bruder in der Bundesrepublik zu Besuch. Bei dieser Gelegenheit lese ich gern die Berichte und Anzeigen des Neuen Schlochauer- und Flatower Kreisblattes. Ich bin dadurch angeregt, diesen Beitrag aus meiner Kindheit und Jugendzeit einzusenden.

Schon vor meiner Grundschulzeit hütete ich die Gänse und später die Schafe meines Vaters, der auch als Ziegeleibesitzer bekannt war.

Etwa um das Jahr 1908 tauschte mein Vater seinen ca. 20 ha großen Wald gegen ein Waldstück am Rande der Staatsforst mit dem Fiskus. Da hier fruchtbarer Boden war, bekam er dafür nur 9½ ha und eine Parzelle hohes schlagfertiges Holz für den Holzbestand des eingetauschten Waldes. Bis auf ca. 2½ ha wurde der Waldbestand gerodet und zu Ackerland gemacht. Kurz zuvor hatte er eine alte Mühle auf Abbruch gekauft, von den noch brauchbaren Balken wurde eine Feldscheune errichtet. In diese mußte ich am Abend die Schafe hineintreiben.

Die Urbarmachung des Waldbodens zog sich über mehrere Jahre hin, die Schafweide war dort gut. Oft mußte ich auch mit Kreuzottern Bekanntschaft machen. Nicht selten traf ich auch einen Forstbeamten.

Während meiner Schulzeit machten wir auch Ausflüge in die Staatsforst. Gern erinnere ich mich an einen Schulausflug zur Försterei F, in einem herrlichen Waldwinkel gelegen. Ein Steg führte uns zum gutgepflegten Schießstand, wo die Förster öfter Schießübungen machten und unter hohen Buchen Familienfeste feierten. Diese und andere Begegnungen mit Forstbeamten weckten in mir den Wunsch, Staatsförster zu werden. Mein Onkel P., Lehrer von Beruf, stützte meinen Berufswunsch, indem er Erkundigungen über die Forstlaufbahn bei der Regierung in M. einholte. Bald teilte er mir mit, daß ich mich in der Oberförsterei P. um eine Lehrstelle bewerben könne.

In unserem Regierungsbezirk durften damals zwar keine Lehrverträge mehr abgeschlossen werden, weil unsere Provinz nach dem ersten Weltkrieg bekanntlich fast ganz an Polen abgetreten werden mußte. Der Antrag mußte dann an den neu gebildeten Regierungsbezirk Sch. gestellt werden.

So fuhrn mein Vater und ich an einem schönen Tag mit Fuhrwerk zur Oberförsterei Pf. in der Absicht und Annahme, einen Lehrvertrag mit dem damals amtierenden Oberförster Sp. zu schließen. Die Hoffnung wurde enttäuscht. An Stelle des Oberförsters empfing uns ein Forstreferendar, der auf die geringe Aussicht auf eine Försterlehrstelle hinwies, indem er sagte: „In dem neu gebildeten Regierungsbezirk Sch. werden in diesem Jahr nur 2 Försterlehrlinge eingestellt. Zur Zeit liegen schon 32 Anträge vor, die zumeist von Förstersöhnen gestellt worden sind. Diese werden bevorzugt eingestellt. Außerdem wird die Sekundäreife von Lehrlingen vorausgesetzt.“ Diese besaß ich auch nicht; so mußte ich meinen Lebensraum begraben.

Vor dem Forsthaus sprach mein Vater noch mit dem Kutscher des Oberförsters W., den wir dort trafen. Dabei erwähnte mein Vater auch unser vergebliches Bemühen.

Unter den Nachbarn und Bekannten in der heimatlichen Umgebung hatte sich unser erfolgloses Bemühen bei der Oberförsterei bald herumgesprochen. Da mein Vater ja einige ha eigenen Wald besaß, den er sorgsam hegte, gab man ihm spöttisch den Beinamen „Oberförster!“ Daß er darüber jedoch keine grauen Haare bekam, konnte ich später feststellen.

Wir hatten am Rande unseres Waldes eine Fuhre junge Birken ausgegraben, die in der Nähe unseres Hofes am Wege und auf einem weniger fruchtbaren Feldstück angepflanzt werden sollten. Mein Vater pflanzte die Birken auf dem Feldstück etwa 100 Meter vom Hofe entfernt — und ich am Wege in der Nähe des Hofes. Bald grünten die jungen Birken am Wege und auf dem Felde. Doch zu unserem Leidwesen waren in einem unbewachten Augenblick die Schafe am Weg entlang auf die jungen grünen Birken aufmerksam geworden und hatten die grünen Zweige kahlgefressen.

Ich hoffte auf eine baldige Neubelaubung der von mir gepflanzten Birken, leider jedoch vergeblich.

Als ich nach ein paar Wochen meinen Vater fragte: „Wie kommt es bloß, daß deine Birken wachsen, während meine vertrocknet sind?“, gab er mir zur Antwort: „Das ist der Unterschied zwischen Förster und Oberförster!“

Als ich vor etwa einem Jahr in der alten Heimat weilte, waren die Birken und auch die vom Vater später gepflanzten Linden am Wege inzwischen große Bäume geworden.

Viel Ackerland von früher, auf dem unsre Väter mit viel Mühe Feldfrüchte ernteten, hat die polnische Regierung in Wald gelegt. Die sandigen Erhebungen der Flußberge — unser

Grundstück grenzte an ein fließendes Wasser — bieten dem Wild im Jungholz viel Nahrung und Unterschlupf. Auf dem Wasser tummeln sich viele wilde Schwäne, die in den anliegenden Sümpfen nisten. Der nahegelegene Reiherforst ist voll von Fischreiher und Kormoranen.

So fand ich die Heimat nach 25 Jahren wieder.

Viele Erinnerungen wurden wach, darunter auch die hier geschilderte, die ich hiermit meinen Landsleuten aus der guten alten und unvergeßlichen Heimat mitteilen möchte.

P. V.

## Heimat

von Bruno Liebsch, Bückeburg

Die Sehnsucht, unsere Heimat im Osten wiederzusehen, hat sich leider nicht erfüllt. Jedoch die Hoffnung ist geblieben! — Jeder hat seine Sehnsucht, der eine nach Anerkennung in der Arbeit, der andere nach Hohem, Schönem, womit er anderen eine Freude machen möchte. Und jeder würde sich glücklich schätzen, auch nur einige seiner Wünsche erfüllt zu sehen. Bisweilen schaut man zurück ins selige Kinderland. Da ist deine Heimat, wo der Mutter erster Laut liebkosend an dein Ohr drang und die Sterne deine Wegweiser wurden. — Wohin es uns verschlagen haben mag, die Erinnerung an die Heimat bleibt. — Wir müssen das Fünkchen Liebe und Treue zur Heimat hüten wie ein heiliges Vermächtnis. Das ergibt sich aus folgender lebenswahrer Geschichte.

An warmen Sommerabenden saßen Liesbeth und Felix im Hausgärtchen unter einem Lindenbaum. Es stand alles in Blüte. Wie duftete der Phlox so süß! — Doch man spürte, daß des Jahres hohe Zeit bereits überschritten war; denn die Tage nahmen ab und die Sonnenbahn wurde immer kürzer. Allmählich sammelten die Schwalben sich auf den Telegrafendrähten zum baldigen Abzug in wärmere Länder. Wegen schlechter Witterung und Nahrungssorgen verließen sie wie andere Zugvögel ihre Brutheimat für einige Monate. Kein Grund zur Melancholie! Die Herbsttage mit reicher Obsternte gaben ja noch Grund genug zur Freude. Man nahm alles in dankbarer Zufriedenheit hin, was einem geboten wurde.

Die beiden verfielen in Grübeleien, bis der Sohn vom Dienst heimkam. Die Eltern blieben hier, bis es dunkelte, während der Sohn nach einem Imbiß die Zeitung las und noch ein wenig ausging.

Kürzlich waren Liesbeth und Felix in einer Kunstaussstellung. Sie betrachtete recht lange ein Gemälde, betitelt „Gebirgseinsamkeit.“ — Das sagte Felix: „Wie klein ist doch der Mensch gegenüber den Graten der Gebirge!“ — Das hatten sie im Sommer 1940 erfahren, als sie einen Gipfel ersteigen wollten.

Rückschauend auf dieses grandiose Ferienerlebnis in den Bergen hatten sie das Verlangen, im nächsten Jahr nochmals dorthin zu reisen . . . Da meinte Felix in seiner besinnlichen Art: „Wenn ich nun plötzlich vor unserm Herrgott stehen müßte, gleichsam wie vor den Bergen, wie wäre mir dann zumute? — Auf alles verzichten müssen, was einem hier auf Erden so lieb und teuer war, ist sicherlich schwer. Ja, ich glaube, ich wäre ratlos. Wie gut, daß man nicht weiß, wie alles kommt — man müßte sich bescheiden, ja, das wäre gut! — Besser, ich wäre darauf vorbereitet!“

Nach dieser Unterhaltung vergingen Jahre trauten Glücks. Doch plötzlich starb seine liebe Frau. Er war untröstlich. Liesbeth fehlte ihm sehr — und seinen drei erwachsenen Kindern. Oft dachte Felix an die trauten Zwiegespräche unterm Lindenbaum. Man ging noch oft die Wege, die die Mutter ging.

Nun kamen die härtesten Monate seines Lebens in den Kriegsjahren 1944/45. Sie wurden besonders schmerzlich empfunden in der Einsamkeit, da die Söhne an der Front waren und die Tochter irgendwohin evakuiert war. Und Felix brauchte Hilfe, denn er war pflegebedürftig. Deshalb mußte er nochmals heiraten. 1945 verließen sie wie die meisten anderen ihre geliebte Heimat. — Wie lange? — Sie kamen nicht weit. Auf der Flucht im kalten Winter auf verstopften Straßen wurde Felix ernstlich krank und mußte unter den Händen eines russischen Arztes an der Galle operiert werden. Die Sehnsucht nach seinen Kindern wurde immer größer. Diese ahnten nicht, daß seine Tage auf dieser Welt bereits gezählt waren. Trost und Beistand hatte er nur von seiner zweiten Frau. Einsamkeit und Verlassenheit bedrückten ihn sehr in seinen letzten Stunden — weitab von seiner geliebten Heimat. Wie gern wäre er dorthin zurückgekehrt! — Im Geisterhauch tönte es ihm entgegen: „Dort, wo du nicht bist, dort ist das Glück!“

Wie oft haben wir uns nach Frieden und Zusammengehörigkeit in unserem Vaterlande gesehnt . . . und bestrebten uns, Unterdrückten und Notleidenden in aller Welt zu helfen. Soweit, so gut!

Schön wäre es, wenn der Friede in die große Völkerfamilie bald einkehren möchte und alle zufrieden sein könnten!

# Familien-Nachrichten

Veröffentlichungen in aller Kürze kostenlos  
(Bildpreis auf Anfrage)  
Mehrzeilen (Grüße usw.) müssen berechnet werden.

## Geburtstage Kreis Schlochau

- 89 Jahre alt am 18. September Frau Hedwig Warnke aus Flötenstein. Jetzt: 3012 Langenhagen, Allerweg 90
- 89 Jahre alt am 30. September Frau Maria Ulrich aus Schlochau, Steinborner Weg 2. Jetzt: 224 Heide, Alfred-Dührssen-Straße 24
- 80 Jahre alt am 16. September Frau Anna Tessmer geb. Dietrich aus Pr. Friedland, Bergstraße 9. Jetzt: 3454 Bevern über Holzminden, Mauseborn 10. Es gratulieren ihre Kinder!
- 74 Jahre alt am 16. August Ldsm. Otto Schütt aus Schlochau, Am Bahnhof (Zwölf-Familienhaus). Jetzt: 1 Berlin 31, Straße am Schoelerpark 22
- 70 Jahre alt am 9. September Frau Heta Gobrecht aus Schlochau, Baldenburger Straße 10. Jetzt wohnt sie in 5 Köln-Heimersdorf, Haselnußweg 7

## Geburtstage Kreis Flatow

- 87 Jahre alt am 7. August Frau Ernestine Krause geb. Baumann aus Tarnowke. Sie wohnt jetzt bei ihrem Sohn Kurt Krause in X 3603 Dingelstedt, Kr. Halberstadt, Helle 123
- 84 Jahre alt am 11. September Ldsm. Ernst Kroschel aus Schmirdau. Jetzt: 2215 Hanerau-Hademarschen, Pemelner Weg (Rentnerwohnheim)
- 75 Jahre alt am 3. Oktober der Maschinenbaumeister Joh. Marquardt, früher Krojanke und Bad Polzin/Pom. Jetzt: 1 Berlin 42, Forddamm 50
- 71 Jahre alt am 29. September der Postbeamte a. D. Paul Jahr aus Conradsfelde. Jetzt: 34 Göttingen, Geismarlandstr. 71 I.
- 70 Jahre alt am 13. September Ldsm. Willi Radtke aus Kölpin. Jetzt wohnt er mit seiner Ehefrau Meta geb. Krause in X 2401 Züsow, Kreis Wismar (Meckl.)
- 70 Jahre alt am 20. September Oberstudiendirektor a. D. Heinrich Wolk aus Flatow, Ostlandschule. Dazu schreibt er: „In aller Stille begehe ich den Abschluß meines 7. Lebensjahrzehnts. Ich bin immer noch unterrichtend tätig und habe viele ehrenamtliche Arbeiten. Von 1925 bis 1934 war ich mit einer einjährigen Unterbrechung an der — damals allerdings noch nicht so heißen — Ostlandschule in Flatow tätig. Über meine sonstige Arbeit dort hat ja Wolfgang Bahr, einer meiner damaligen Schüler, im Kreisblatt so sehr nett geschrieben. — Der heutige Geburtstag hat mir einige freudige Überraschungen aus der alten Heimat gebracht.“ Jetzt wohnt Herr Oberstudiendirektor Wolk in 29 Oldenburg, Ostlandstraße 89.

## Verlobung

Jutta Sonnenberg, 3 Hannover-Döhren, Hildesheimer Str. 274/c mit Detlef Guse, 1 Berlin, Oxforder Straße 14. Früherer Wohnort der Eltern: Hammerstein, Schloßstraße

## Goldene Hochzeit

Am 4. September 1970: die Eheleute Erich Keller und Frau Emilie geb. Golz aus Petzin, Kreis Flatow. Jetzt: 4018 Langenfeld (Rhld.), Carl-Becker-Straße 9

Ihre Goldene Hochzeit feiern am 18. Oktober 1970 die Eheleute Ambrosius und Martha Hackert geb. Arndt aus Lindebuschdorf, Kr. Flatow. Jetzt wohnen sie in: 304 Soltau (Han.), Brandenburger Straße 5

## Es starben fern der Heimat

Frau Auguste Fedtke aus Stretzin, Kreis Schlochau am 17. August 1970 im Alter von 77 Jahren. Zuletzt: 3171 Vordorf (Kreis Gifhorn).

Frau Else Skwirawski geb. Mögling aus Krojanke, Gartenstraße 192, am 30. März 1970 im Alter von 63 Jahren. Zuletzt: Berlin 47.

## Anschriftenänderungen

Sparkassendirektor a. D. Johannes Seele aus Flatow. Jetzt: 43 Essen, Bergheimer Straße 1

## Familienforschung im Raume Jastrow/Flatow

Wer treibt im Raume Jastrow/Flatow Familienforschung und hat unter seinen Vorfahren

### Wegner und Wen(d)landt?

Michael Wegner erwarb 1717 das Bürgerrecht in Jastrow und war (vor 1723) verheiratet mit Dorothea Wentlandt. (Sie 2. mal verh. mit Borck) Aus dieser Ehe 3 Söhne:

Johann Wegner, 1730 Bürgerrecht in Jastrow, 1758 Rathmann

Miachel Wegner, 1758 Schöffe in Jastrow,

Andreas Wegner, geb. Jastrow 24. 9. 1723,

† ebd. 18. 3. 1798

2. oo 24. 6. 1755 m. Anna Rosina Zabel, Müllerstochter aus Zabelsmühl bei Lebehnke

Bin für alle Wegner-Vorkommen (Inbes. Tuchmacher!) interessiert und gebe aus meinem Forschungsmaterial (auch Nebenlinien und Angeheiratete) gerne Auskunft. Anfragen (Rückporto) werden beantwortet, Unkosten erstattet.

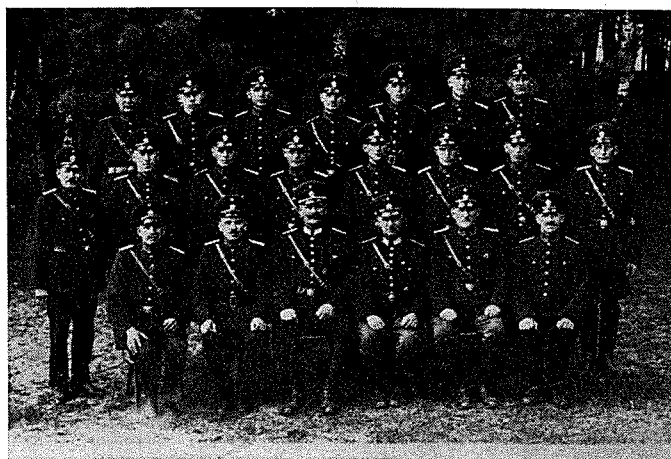
Karl Wegner, 35 Kassel, Luisenstraße 10 A

## Achtung wichtiger Termin!

Schlußtermin für die Schadensanmeldung 31. 12. 1970

opr — Am 31. Dezember dieses Jahres läuft die Frist zur Anmeldung von Vertreibungsschäden und Kriegssachschäden ab. Von dieser Frist gibt es nur für Spätaussiedler, Spätheimkehrer, anerkannte Familienzusammenführungsfälle und ähnliche Personengruppen Ausnahmen. Wichtig ist die Rechtsvorschrift, daß ab 1. Januar 1971 auch keine Nachanmeldungen für Schäden, die anzumelden man bisher vergessen hatte, mehr vorgenommen werden können. An alle Vertriebenen und Kriegssachgeschädigten, die bisher nur einen Teil ihrer Verluste angemeldet haben, ergeht daher die Aufforderung, die Anmeldung bis zum 31. Dezember zu vervollständigen.

Die gleiche Ausschlussfrist des 31. Dezember 1970 ist auch im Währungsausgleichsgesetz enthalten. Ostsparbücher, auch solche, die durch Erbschaft in das Eigentum eines Vertriebenen gekommen sind, müssen somit spätestens bis Jahresende zur Anmeldung gebracht werden. In der Regel nehmen Anmeldungen von Ostsparbüchern Banken, Sparkassen und sonstige Geldinstitute entgegen.



Die Mitglieder der Freiwilligen Feuerwehr zu Prützenwalde, Kr. Schlochau (einges. von Frau Erna Nimtz in 3031 Gilten Nr. 17)

### Erhöhung der Kriegsofferrrenten

Bonn (hvp) Durch das Gesetz über die Anpassung der Leistungen des Bundesversorgungsgesetzes vom 26. Januar 1970 werden die Leistungen an Kriegsbeschädigte und Kriegshinterbliebene mit Wirkung vom 1. Januar 1970 ab erhöht und sind von diesem Zeitpunkt an bei der Kriegsschadenrente zu berücksichtigen. Das Gesetz sieht eine Verbesserung nahezu aller Leistungen der Kriegsofferverversorgung vor. Die Anhebung der Grund- und Ausgleichsrenten für Beschädigte, Halb- und Vollwaisen, der Elternrenten, der Pflegezulage und des Ehegattenzuschlags für Schwerbeschädigte beträgt je rund 16 vom Hundert der bisherigen Beträge. Die Schwerbeschädigtenzulage wurde um rd. 23 v. H. erhöht, während die Grund- und Ausgleichsrente für Witwen um je 23,3 v. H. angehoben wurden. Das Ableitungsverhältnis für die Witwenrente beträgt 60 v. H. der Rente eines erwerbsunfähig Beschädigten; damit ist eine Gleichstellung mit der gesetzlichen Unfallversicherung und dem Beamtenrecht herbeigeführt.

Beim Berufsschadensausgleich für Beschädigte und beim Schadensausgleich für Witwen sind die Höchstbeträge um rd. 16 v. H. angehoben worden. Außerdem wurde die Bemessungsgrundlage des Schadensausgleichs für Witwen von Empfängern der Rente eines Erwerbsunfähigen und einer Pflegezulage (ab Stufe III) verbessert.

Vom 1. Januar 1971 an sollen die laufenden Versorgungsleistungen jährlich entsprechend dem Vomhundertsatz angepaßt werden, um den sich die allgemeine Bemessungsgrundlage für die Anpassung der Sozialrenten verändert. Die Anpassung wird jeweils durch Gesetz geregelt.

Die Anhebung der Grundrenten um rd. 16 v. H. kann sich bei der Unterhaltshilfe und bei der Entschädigungsrente auswirken. In diesen Fällen sind Ersatzansprüche beim Versorgungsamt vorsorglich dem Grunde nach geltend zu machen. Im Hinblick auf die Möglichkeit einer erstmaligen Leistungsgewährung auf Grund der Erhöhung der Sätze der Elternrenten sind die Bezieher von Kriegsschadenrente, falls sich aus den Aktenunterlagen ein Anhalt dafür bietet, zur unverzüglichen Antragsstellung beim Versorgungsamt aufzufordern; vom Ausgleichsamt ist vorsorglich der Ersatzanspruch geltend zu machen.

In einzelnen Ländern wurden zwischen den Ausgleichs- und Versorgungsverwaltungen Absprachen für das Zusammenwirken getroffen, die sich bewährt haben.

Falls Unterhaltshilfe allein bezogen wird und die Erhöhung der Versorgungsleistung das Ruhen der Zahlungen bewirkt, ist zu prüfen, ob mit Wirkung vom 1. Januar 1970 ab Entschädigungsrente gewährt werden kann. Bei Übergang von Unterhaltshilfe neben Entschädigungsrente auf Entschädigungsrente allein, ist die Entschädigungsrente, falls der Anrechnungsbeitrag der Unterhaltshilfe niedriger ist als der Sperrbetrag, gegebenenfalls zu erhöhen.

## Familien-Anzeigen

Abdruck gegen Berechnung der Unkosten

Gott der Herr erlöste nach langem, mit Geduld ertragenem Leiden meinen lieben Vater, Schwiegervater, Opa, Uropa und Onkel

### Heinrich Eichhorst

geb. 23. 8. 1886 gest. 4. 8. 1970

Er folgte meiner lieben Mutter Anna Eichhorst geb. Bleck gest. 21. 5. 1945 in Vandsburg/Westpr. und meiner Schwester Ruth gest. 14. 10. 1963 in die Ewigkeit.

In stiller Trauer  
**Willy Rost und Frau Lydia geb. Eichhorst**  
**Heinz Lautenschläger**  
**und Frau Rosemarie geb. Rost**  
**Karola, Doris, Heike und Ute**  
**Eberhard Rost**  
**und Frau Helga geb. Relitz**  
**Dietmar**

2103 Hamburg 95, Norderkirchenweg 59 a  
 früher Flatow, Jastrower Straße 32  
 Wir haben ihn am 7. 8. 1970 in Hamburg-Finkenwerder zur letzten Ruhe gebettet.

## Reisen nach Polen, Ungarn und in die Tschechoslowakei

Wir besorgen **Einreisevisa** für Verwandtenbesuche nach

**Schlesien, Oberschlesien, Pommern und Masuren**

für Einzelfahrer mit Bahn durch die Tschechoslowakei und Gesellschaftsreisen ab Berlin

**Fordern Sie Sonderprospekte!**

**Reisedienst LEO LINZER, 845 Amberg**  
 Obere Nabburger Straße 25, Telefon 0 96 21/28 88

Vertragsbüro von Orbis Warschau; Ibusz, Budapest; Carpati, Bukarest; Cedok, Prag und Intourist Moskau — Spezialbüro für Reisen in die Oststaaten!

### Leserbriefe

„So wie ich von Ihnen unser liebes Kreisblatt immer erhalten habe, hat es uns immer erfreut, und ich möchte Ihnen dafür meinen Dank aussprechen. Außer unserem Schlochauer Kreisblatt erhalte ich seit Jahren unser Heimatblatt „Baltische Briefe“ mit ein und derselben Handschrift auf der Adresse. Beide Streifbandschriften hatten bisher immer die gleichen Schriftzüge. — Die „BB“ bringen lange nicht soviel wie das Kreisblatt. Das wird auch von meiner Frau bestätigt. Es geht uns immer noch gut.“

**Otto Schwechheimer, 1 Berlin 30, Eislebener Straße 2**  
 (Früher Schlochau)

„Große Freude bereitet mir Benindes Buch: ‚Jagen und Reiten — Passion meines Lebens‘. Keine Niederschrift über unsere geraubte Heimat oder den Osten unseres Vaterlandes hat mir das verlorene Paradies so greifbar nahe gebracht wie diese Erinnerungen. Darum bin ich besonders glücklich, dieses herrliche Werk zu besitzen. Ich kannte ja fast alle darin aufgeführten Personen persönlich, hatte Pagdanzig mehr als oft besucht und kannte von Zawadda, welches uns einst gehörte, sowie vom Ziethener See jede Ecke.“

**Tassilo von Gause, 3211 Osterwald über Elze**

Am 16. September 1970 können unsere Eltern

### Richard Krüger

Sattlermeister

und

**Klara Krüger, geb. Risch**

früher Flötenstein

im Kreise ihrer Familie das Fest der **Goldenen Hochzeit** feiern.

Heinz Krüger

Gertrud Jansen geb. Krüger

Rudolf Krüger M. A.

239 Flensburg, Kappelner Straße 1

Wir feiern am 7. September 1970 bei guter Gesundheit im Kreise unserer Kinder und Enkelkinder unseren

### 40. Hochzeitstag

Wir grüßen bei dieser Gelegenheit alle Pollnitzer aufs Herzlichste.

**Oskar Brinkmeyer und Frau Anna geb. Roeske**

5843 Ergste über Schwerte (Ruhr), Bürenbrucher Weg 21



Zu unserer **Goldenen Hochzeit** gratulierte auch Heimatfreund **Werner**, früher in **Stegers**. Leider ist uns seine Anschrift verlorengegangen, so daß wir uns nicht bedanken konnten. Wir möchten es auf diesem Wege tun und mit vielen Grüßen! Freuen würden wir uns über eine kurze Nachricht von ihm mit Anschrift.

In heimatlicher Verbundenheit

**Paul Hardtke und Frau**  
29 Oldenburg, Wardenburger Str. 28

Am 9. August 1970 entschlief meine liebe Frau, unsere liebe Mutter, Schwiegermutter und Oma

## Charlotte Egger

geb. Bolz

im 67. Lebensjahr.

In stiller Trauer:

**Fritz Egger**  
X 2041 Demzin, Kr. Malchin (Meckl.)  
**Ursula Braatz geb. Egger**  
**Gerhard Braatz, Rüdiger und Gabi**  
2352 Bordesholm, Grotenkamp 23  
**Peter Egger**  
**Renate Egger geb. Niemann**  
**Petra und Andrea**

Früher: Prechlau, Molkerei

Im 70. Lebensjahr verstarb Ldsm. **Paul Schmidt** aus **Karlsdorf, Kreis Flatow/Pommern**.

Er wohnte zuletzt in X 2721 Zahrendorf bei Bruel (Kreis Sternberg (Meckl.).

Es ist uns nach nunmehr vorliegenden Dokumentationen zur traurigen Gewißheit geworden, daß unser verehrter Kollege

der Hochwürdige Pfarrer

## Alfons Mersmann

aus Greven in Westfalen

nach in **Buschdorf** fälschlichen, politisch fixierten, gezielten und gelenkten Anschuldigungen 1935, 1937, 1942 am 17. Juli 1942 vor einem Sondergericht in Schneidemühl verurteilt, nach Gefängnishaft von der Staatspolizei aus seiner Pfarrei und aus der Grenzmark ausgewiesen, bis auf dem elterlichen Hof in Greven verfolgt, schließlich an seinem 40. Geburtstag, am 7. März 1945 in Treysa verhaftet, nach Buchenwald überführt und auf dem Verschleppungsmarsch nach Dachau am 12. April 1945 bei Wohrlau erschossen worden ist.

Sein Grab ist bisher nicht bekannt.

In der Kirche der Märtyrer lebt sein Name unter der Siegespalme.

— Keinerlei Furcht verlieh seinen Füßen Flügel.

Hier, hier lebte ein Geist.

Ein Verächter all derer, die am Leben hingen —

Aeneis — Vergil

Für die Kollegen des Kreises Flatow

**Dr. Johannes Schulz**

Ihr in der Welt habt Drangsal,  
doch seid getrost: Ich habe die Welt  
überwunden. Joh. 16. 33

Gott der Herr hat seine treue Dienerin,  
meine herzensgute Mutter, unsere liebe  
Schwester, Schwägerin, Tante und Großtante

## Frau Berta Meyer

geb. Moranz

nach langem, schwerem, mit großer Geduld ertragenem Leiden zu sich in sein ewiges Reich abgerufen. Sie starb gestärkt durch die Gnadenmittel unserer hl. Kirche im Alter von fast 75 Jahren.

In stiller Trauer:

**Gisela Meyer**  
und Anverwandte

41 Duisburg, den 5. August 1970

Oststraße 110

Früher Prechlau, Kreis Schlochau

Das Sechswochenamt wird gehalten am Montag, dem 21. September 1970, um 8.00 Uhr in der Pfarrkirche St. Ludger, Duisburg-Neudorf

Ein geliebtes Leben ging nach einem langen, schweren Leidensweg zu Ende.

## Gerda Nowack

geb. Schlack

\* 19. Dezember 1912 † 8. August 1970

In stiller Trauer:

**Ingrid Baessler geb. Nowack**  
**Dr. Konrad Baessler**  
**Emmi Schlack, als Mutter**  
**Ingeborg Wenke geb. Schlack**  
**Adolf Wenke**  
**Martha Nowack, als Schwiegermutter**

Hameln, den 8. August 1970

Frankfurt/M., Dortmund, Märkische Straße 69

Früher: Flatow

Am 3. August 1970 entschlief nach schwerem Leiden, versehen mit den Gnadenmitteln unserer hl. kath. Kirche, unser guter Vater, Schwiegervater und Großvater

## Herr Paul Wollschläger

im Alter von 71 Jahren.

In stiller Trauer:

**Bernhard Wollschläger und**  
**Frau Monika**  
**Paul Wollschläger und**  
**Frau Eva-Maria**  
**Heinz Wollschläger und**  
**Frau Gertrud**  
**Enkelkinder Karl-Heinz,**  
**Peter und Gertrud**  
sowie die übrigen  
Anverwandten

5101 Broichweiden II, Kreis Aachen, Endstraße 27

Früher: Förstenaue, Kreis Schlochau

Gott nahm heute meinen lieben Gatten, Vater, Schwiegervater, Opa, Bruder, Schwager und Onkel

## Herrn Emil Johann Garschke

Dachdeckermeister

nach längerem Leiden, im Alter von 75 Jahren, zu sich in seinen Frieden.

In stiller Trauer:

Frau Gertrud Garschke  
geb. Louda  
Heinz Garschke und Frau Leni  
geb. Vanyll  
Günther Garschke und  
Frau Käthe geb. Paffen  
Gerhard Garschke und  
Frau Marianne geb. Küche  
Hans Moers und Frau Evelyn  
geb. Garschke  
Emil Garschke und Frau Alma  
geb. Beyard  
11 Enkel sowie die übrigen  
Anverwandten

5122 Kohlscheid, den 1. September 1970  
Roermonder Straße 204

Früher: Flatow

Die Beisetzung fand am Samstag, dem 5. September 1970, um 11 Uhr von der Friedhofskapelle Kohlscheid, Oststraße aus statt.

Nach einem erfüllten Leben entschlief heute nach kurzer, schwerer Krankheit im gesegneten Alter von fast 97 Jahren

## Ww. Ida Lünser

geb. Steffan

In stiller Trauer:

Käthe Lehmann geb. Lünser  
Richard Lehmann  
Frida Schirok geb. Lünser  
Gustav Schirok  
Willi Lünser  
Frida Lünser geb. Affelt  
Erna Lünser geb. Janke (DDR)  
Enkel und Urenkel

3119 Medingen, den 23. Juli 1970  
Hintzestraße 5

Früher Battrow (Kreis Flatow)

Am 12. Juli 1970 ist unsere liebe Mutter, Großmutter und Urgroßmutter

## Frau Martha Röglin

geb. Radtke

im 85. Lebensjahr sanft entschlafen.

In stiller Trauer:

Irmgard Adler geb. Röglin  
Melitta Grebing geb. Röglin  
Enkel und Urenkel

X 5601 Deuna, Dorfstraße  
404 Neuß, Grefrather Weg 1/a  
Früher: Adl. Landeck (Kreis Flatow)

Herr, Dein Wille geschehe!

Wohlvorbereitet durch einen christlichen Lebenswandel nahm Gott der Herr nach einem langen Leiden unsere liebe Mutter, Schwiegermutter, Großmutter, Urgroßmutter, Schwester, Schwägerin und Tante

## Martha Schulz

geb. Boch

im Alter von 84 Jahren, versehen mit den hl. Sterbesakramenten der röm.-kath. Kirche zu sich in die Ewigkeit.

In stiller Trauer:

Alfons Schulz und Frau Elisabeth  
geb. Mausolf  
Hugo Boch und Frau Helene geb. Mix  
Paul Schulz und Frau Dorothy  
geb. Scheulke  
Alois Schulz  
Enkel, Urenkel und Anverwandte

422 Dinslaken-Eppinghoven, den 31. Juli 1970  
Schanzenstraße 2

Gleuel - Fort Myers (Florida)

Früher: Stegers, Kreis Schlochau

Gott, der Herr über Leben und Tod, nahm heute unsere herzengute Mutter, Schwiegermutter, unsere liebe Oma, Schwester, Schwägerin und Tante

## Ida Böhlke

geb. Klagge

nach längerer, mit großer Geduld ertragener Krankheit, im Alter von 73 Jahren zu sich in den ewigen Frieden.

In stiller Trauer:

Helmut Böhlke  
Hilde Brandel  
Ilse Linzen  
Liselotte Rotzoll

4181 Goch-Hülm 133, den 11. Februar 1970  
Früher: Bärenhütte, Kreis Schlochau

Das „Neue Schlochauer und Flatower Kreisblatt“ erscheint monatlich einmal um die Mitte des Monats und kostet vierteljährlich durch die Post bezogen 3,— DM. Im Drucksachenversand vierteljährlicher Preis 3,— DM. Auslandspreis jährlich 15,— DM. Der Betrag ist im voraus zahlbar. Einzelhefte durch den Herausgeber. Ältere Jahrgänge sind zum größten Teil noch lieferbar. Preis auf Anfrage.

Das Kreisblatt kann jederzeit bei jedem Postamt im Bundesgebiet oder direkt beim Herausgeber in 53 Bonn 5, Postfach 5045, bestellt werden. Es hat die Kennnummer Z 5277 E und ist in der Postzeitungsliste auf Seite 325 eingetragen.

Alle zur Veröffentlichung bestimmten Einsendungen müssen für die laufende Ausgabe jeweils 14 Tage vor Erscheinen beim Herausgeber eingetroffen sein. Postscheckkonto: Erich Wendtlandt, Sonderkonto Schlochau in Bonn, Postscheckamt Hamburg, Kontonummer 167 46.

Herausgeber: Erich Wendtlandt, Bonn 5, Sandtstraße 32, Postfach 5045.

Druck: J. F. Carthaus, Bonn.

Postanschrift: Kreisblatt, 53 Bonn 5, Postfach 5045.

Verlag: Erich Wendtlandt, Bonn, Sandtstraße 32.

**Letzter Einsendetag für die  
Ausgabe August 1970**

**6. Oktober**